BERGSTEIGER
DÖRFER

Alpingeschichte kurz und bündig
Gschnitztal

Judith Hammer

alpenverein
österreich

ALPENKONVENTION
CONVENTION ALPINE
ALPSKA KONVENCIJA
CONVENZIONE DELLE ALPI

Die Bergsteigerdörfer sind eine Initiative des Österreichischen Alpenvereins, die mit Unterstützung aus Mitteln des heutigen Bundesministeriums für Landwirtschaft, Regionen und Tourismus und des Europäischen Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums als Leuchtturmprojekt im nachhaltigen Tourismus etabliert werden konnte. Seit 16. September 2016 sind die Bergsteigerdörfer zudem ein offizielles Umsetzungsprojekt der Alpenkonvention, nicht zuletzt, weil befreundete alpine Vereine die Initiative ebenfalls umsetzen.

Die Bücher der Reihe Alpingeschichte kurz und bündig können in den jeweiligen Bergsteigerdörfer-Gemeinden für einen kleinen Unkostenbeitrag erworben werden. Vertriebsadressen und Online-Versionen unter www.bergsteigerdoerfer.org/alpingeschichte
Die Neuauflagen und Neuerscheinungen ab 2016 sind ebenso im Alpenvereinsshop des ÖAV erhältlich: www.alpenverein.shop

Gedruckt nach der Richtlinie des Österreichischen Umweltzeichens „Druckerzeugnisse“, Sterndruck GmbH, Nr. UW 1017

PEFC zertifiziert

Dieses Produkt stammt aus nachhaltig bewirtschafteten Wäldern und kontrollierten Quellen

www.pefc.at

PEFC/06-39-278

Alpingeschichte kurz und bündig

Gschnitztal

Judith Hammer

Österreichischer Alpenverein
1. Auflage, Innsbruck 2022

Inhalt

Vorwort	6
Daten & Fakten	9
Geschichtliches & Geschichten	13
Naturschätze und geologische Besonderheiten	35
Alpinismus früher – Gipfel und Erstbesteigungen	45
Die Rolle der alpinen Vereine	61
Die Schutzhütten im Gschnitztal	67
Bergrettung Steinach/Gschnitztal	85
Alpinismus und Bergwandern heute	89
Tourismusentwicklung im Gschnitztal	93
Was bleibt: Tourismus im Kleinen	103
Danksagung	107
Literatur und Quellen	108
Adressen	111
Serie Alpingeschichte kurz und bündig	113
Tagungsbände Bergsteigerdörfer	115
Die Initiative Bergsteigerdörfer	117
Bildnachweis	118
Impressum	119

Vorwort

Mit der Unterzeichnung des „Memorandum of Understanding“ am 16. September 2016 in Vent ist die Initiative Bergsteigerdörfer der Alpenvereine als offizielles Umsetzungsprojekt der Alpenkonvention geadelt worden. Die Bergsteigerdörfer sind damit Leuchtturmprojekt für eine Entwicklung im Alpenraum, wie sie das Übereinkommen zum Schutze und zur nachhaltigen Entwicklung der Alpen als Ziel formuliert.

Die Orte hinter den Bergsteigerdörfern mit ihren Menschen gab es lange bevor die Alpenkonvention und ihre Durchführungsprotokolle beschlossen wurden. Auch ihre Alpingeschichte reicht weit zurück. Franz Senn, 1869 einer der Gründerväter des Deutschen Alpenvereins und Kurat in Vent, dem Bergsteigerdorf im hinteren Ötztal, hatte Mitte des 19. Jahrhunderts im alpinen Tourismus das Potential erkannt, zur dauerhaften Besiedelung der Alpentäler und zu einem Zusatzverdienst für die Bergbewohner*innen beizutragen. Beharrlich organisierte Senn das Bergführerwesen, verwandelte sein Widum in eine Talherberge, ließ Wege bauen und einfache Hütten zum Schutz der Bergsteiger*innen. Auch die im Gebirge lebende Bevölkerung sollte den Berg für Reisende zugänglicher machen, Tourist*innen Herbergen bereitstellen, sich ihnen als Bergführer und Träger anbieten. Die Bergwelt in ihrer Schönheit sollte nicht Besitz Einzelner sein, sondern aller, die sie genießen wollen.

Das Vermächtnis des Gletscherpfarrers Senn bleibt bis heute Grundstein für den Erfolg der Bergsteigerdörfer. Dieser Alpintourismus trägt auch heute noch zur wirtschaftlichen Existenz abgeschiedener Alpentäler mit überwiegend landwirtschaftlicher Prägung bei, die Bevölkerungsschwund sowie der Verlust öffentlicher Dienstleistungen und Grunddaseinsfunktionen ständig fordern. Die Alpenkonvention unterstützt diese Orte. In dem Bewusstsein, dass die Naturlandschaft und das kulturelle Erbe wesentliche Grundlagen in den Alpen sind, verpflichtet das Tourismusprotokoll der Alpenkonvention zu einer Politik, die die Wettbewerbsfähigkeit des naturnahen Alpentourismus stärkt.

Die beteiligten Alpenvereine rich-

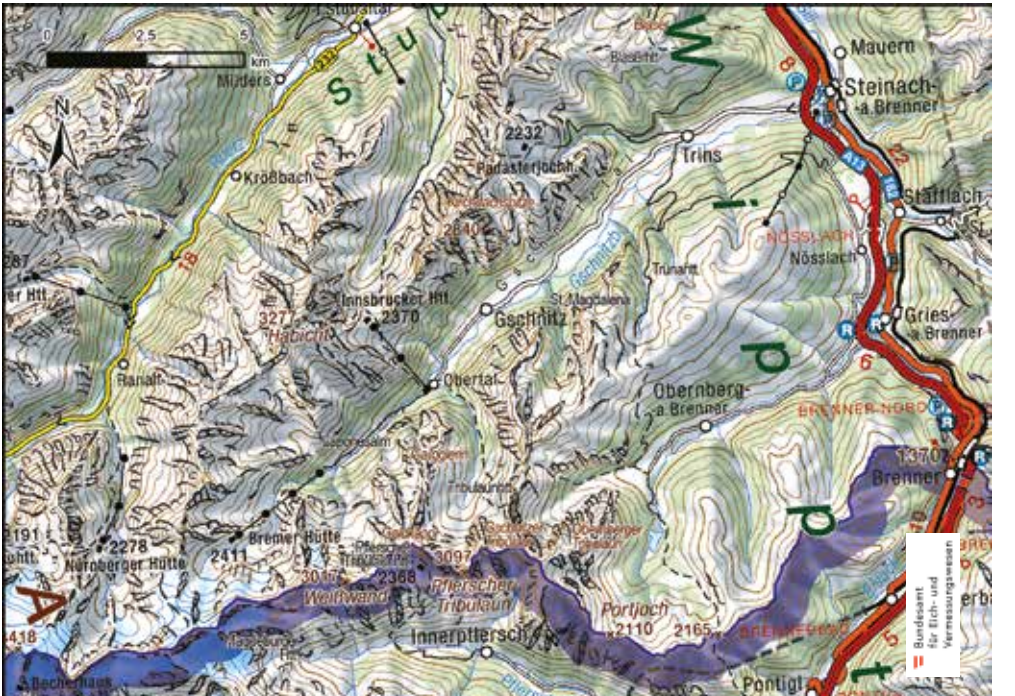
ten ihr besonderes Augenmerk bei der Umsetzung der Initiative Bergsteigerdörfer auf die Deklaration „Bevölkerung und Kultur". Darin wird der Respekt vor den Bedürfnissen, Wünschen und Vorstellungen der Bevölkerung vor Ort als Grundvoraussetzung für die Identifikation mit der Alpenkonvention und einen partnerschaftlichen Dialog hervorgehoben.

Peter Haßlacher, der 2019 verstorbene Doyen der alpinen Raumordnung und gemeinsam mit Roland Kals Ideengeber der Initiative, formulierte: *„Für den ÖAV stellen der Alpinismus sowie die Tätigkeit der alpinen Vereine von der Pionierzeit bis herauf zu den von der einheimischen Bevölkerung mitgetragenen Ausprägungen einen ganz wesentlichen Bestandteil des dörflichen und regionalen Kulturerbes und der Identität der Menschen dar. Neben der Darstellung des alpintouristischen Angebots stellt deshalb die Aufarbeitung der Alpingeschichte dieser Orte in kurzer und bündiger Form einen Meilenstein im Gesamtmosaik des Projektes dar. Das Ergebnis trägt zur vertieften Einsicht in die alpinistische Entwicklung der Gemeinden bei BesucherInnen und Gästen bei und bietet auch der einheimischen Bevölkerung bessere Einblicke in die Alpinhistorie."*

ÖAV, DAV und AVS haben 2013 in ihrem Grundsatzprogramm zum Naturschutz ihr Bekenntnis erneuert, das von den acht Alpenstaaten und der EU gemeinsam getragene Vertragswerk der Alpenkonvention zu fördern und umzusetzen. Mit der Verankerung der Bergsteigerdörfer im Grundsatzprogramm bekräftigen die Alpenvereine ihre Solidarität mit diesen kleinen Berggemeinden abseits des Massentourismus.

Wir bedanken uns beim Ministerium (BMK, vormals BMLRT bzw. BMLFUW) für die jahrelange finanzielle und wertvolle ideelle Unterstützung der Bergsteigerdörfer. Ein besonderer Dank gilt Judith Hammer, der Autorin dieses Bandes zur Alpingeschichte des Bergsteigerdorfes Gschnitztal, sowie allen, die mit ihrem Wissen oder ihrer Mitarbeit einen Beitrag dazu geleistet haben.

Liliana Dagostin
Leiterin der Abteilung
Raumplanung und Naturschutz des
Österreichischen Alpenvereins



© Grundlage KM250R – Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, Wien;
Zusammenstellung und Bearbeitung AVgeoinformation; 25.04.2022, Originalmaßstab 1:250.000

Daten & Fakten

Von Steinach Richtung Südwesten zieht sich das Gschnitztal durch die Orte Trins und Gschnitz 15 Kilometer entlang des Gschnitzbachs bis zum Simmingjoch bei der Bremer Hütte am Übergang ins Stubaital. Verschiedene Jöcher, die auch historisch wichtig waren, verbinden das Gschnitztal nicht nur mit dem nördlich liegenden Stubaital, sondern auch mit dem Obernberg- und dem Pflerschtal im Süden.

Die Gemeinde Trins umfasst eine Fläche von 48,80 km² und hatte 2020 1.271 Einwohner*innen (2010: 1.273 | 2000: 1.179), die Gemeinde Gschnitz nimmt eine Fläche von 59,12 km² ein und hat aktuell 438 Einwohner*innen (2010: 415 | 2000: 474). Die Dörfer liegen auf einer Höhe von 1.214 m (Trins) und 1.242 m (Gschnitz). Der Gschnitzbach, im Jagd- und Fischereibuch Kaiser Maximilians mit dem früher verwendeten weiblichen Namen „Gschnitzerin" versehen, fließt

Brücke über den Gschnitzbach in Trins, vor 1927

von seiner Quelle am Lauterer See nahe der Bremer Hütte durch das Tal bis nach Steinach und mündet dort in die Sill. Das von der letzten Kaltzeit geprägte flache Trogtal fällt als Hängetal kurz vor Steinach nochmals steil ab. Ein überwiegender Teil der Gemeindegebiete liegt in den Landschaftsschutzgebieten Serles-Habicht-Zuckerhütl und Nösslachjoch-Obernberger See-Tribulaune. Das Gschnitztal befindet sich in den Stubaier Alpen, umgeben von einigen Gipfeln über 3.000 m, unter ihnen auch der höchste Berg des Tals, der Habicht mit 3.277 m. Der tiefste Punkt mit 1.080 m befindet sich im Ortsgebiet von Trins direkt am Gschnitzbach kurz vor Steinach.

Abseits einer intensiven touristischen Erschließung Tirols lädt das Gschnitztal im Sommer zu leichten und anspruchsvollen Bergtouren mit einmaligen Gipfeln und Schutzhütten sowie zum genüsslichen Langlaufen und zu anspruchsvollen Skitouren im Winter ein.

Heustiefel in Gschnitz, um 1930

Bergsteiger am Habichtgipfel, um 1920

	Trins	Gschnitz	Gschnitztal
Nächtigungen 1970	86.656	51.711	138.367
Nächtigungen 2000	80.478	37.713	118.191
Nächtigungen 2009	51.510	26.088	77.598
Nächtigungen 2019	38.456	40.914	79.340
Bettenanzahl 1972	?	904	–
Bettenanzahl 2000	980	424	1.404
Bettenanzahl 2009	809	410	1.219
Bettenanzahl 2019	612	284	896

Blick von oberhalb Trins ins Gschnitztal. Links unten ist die bewaldete Endmoräne zu sehen, die der Gletscher auf seinem Rückzug zwischen 13450 und 14700 vor Chr. hinterlassen hat, um 1960.

Geschichtliches & Geschichten

Das bewaldete Gschnitztal besiedelten vermutlich schon ca. 400 v. Chr. von Süden her im vorderen Teil bei Trins Breonen, die als vorindoeuropäische rätische Teilgruppe gelten. Die Breonen siedelten u. a. im gesamten nördlichen Wipptal und gehörten dem indogermanischen Sprachstamm an. Heute noch haben einige Flurnamen breonische bzw. rätische Wurzeln (z. B. Truna oder Martaire). Die Breonen betrieben Viehwirtschaft und beweideten die natürlichen freien Flächen und lichten Wälder im hinteren Teil des Tales bei Gschnitz bis nach Lapones. Der römische Schriftsteller Horaz bezeichnete die Breonen als „kühne, verwegene Bergstämme". Beim römischen Eroberungsfeldzug wurden sie durch den Feldherren Drusus 15 v. Chr. in die Provinz Rätien eingegliedert und dann allgemein als „Räter" be-

Trins mit Blick talauswärts, vor 1926

zeichnet. Obwohl die Römer das Gebiet nicht kolonisierten, entwickelte sich dennoch im Laufe der Zeit durch das „Vulgärlatein“ die rätoromanische Sprache und es kam zu einer Verschmelzung der Kulturen. Über den Brenner verlief die „Via Raetia“, die sich langsam in eine römische Handels- und Militärstraße wandelte und das Wipptal mit den zwei römischen Straßenstationen Matreium (Matrei) und Vipitenum (Sterzing) ausstattete. Ein römischer Meilenstein bei Lueg und ein Teil der gepflasterten Römerstraße am Brennersee zeugen von dem bereits vor 2.000 Jahren bestehenden Verkehrsweg.
Im 5. Jahrhundert drangen aus dem Norden die Bajuwaren vor und die rätoromanische Bevölkerung zog sich zunächst in die hinteren Bereiche der Gebirgstäler zurück. In der Folge kam es zu einer Vermischung mit den Bajuwaren, zu deren Herzogtum das Land bis 1027 gehörte. Schließlich überlagerte die bajuwarische die rätoromanische Bevölkerung. Man könnte allerdings meinen, dass die schwarze Haarpracht, die dunklen Augen und der bräunliche Teint so mancher Gschnitzer*innen noch die Züge des Rätoromanischen aufweisen.

Gschnitz historisch

Im Gegensatz zu Trins weist das im Talschluss gelegene Gschnitz keinen eigentlichen Dorfkern auf, da es durch neun alleinstehende hochmittelalterliche Schwaighöfe des Landesfürsten entstanden ist. Die Schwaighöfe in Gschnitz fanden erstmals 1288 im Tiroler Urbar von Graf Meinhard II. urkundliche Erwähnung. Auch der Ortsname „Gasnitz“, vom Lateinischen „casa“ (Hütte) abstammend, ist dort zu lesen. Dabei entstanden auf der Laponesalm (1.487 m) als Erstes dauerhafte Wohnstätten, danach folgten die Höfe weiter vorne. Um 1500 kam es nach den Aufzeichnungen des Oberjägermeisteramtes von Innsbruck in Gschnitz zu umfangreichen Rodungen,

Gschnitz mit Kirche und dem „Gasthof zum Kuraten", 1898

um mehr Flächen für Weiden und Ackerbau zu gewinnen. Im Kataster von 1627 kann man bereits großteils die heutigen Hofnamen lesen: Staudenhof, Pitzerhof, Trogerhof, Wittiges Schwaig, Gurnserhof, Alfayerhof, Samswerhof und Laponneshof (der Innere und der Äußere). Die Höfe bei der Laponesalm wurden auf Grund von klimatischen Verschlechterungen in der kleinen Eiszeit wieder aufgegeben, heute erfolgt dort nur noch eine Nutzung als Alm. Aus den anderen Schwaighöfen entstanden durch Erbteilung die heutigen Ortsteile Stauden, Pitzens, Mitterhof, Gurns, Unter- und Obertal. 1755 wurde die Rokokokirche mit dem Patrozinium „Unsere Liebe Frau Maria Schnee" eingeweiht, deren Innenraum der bekannte Naviser Kirchenarchitekt Franz de Paula Penz sehr kunstvoll gestaltete. Erst mit dem Bau der

Kirche entwickelte sich ein kleiner Ortskern um das Gotteshaus mit Gasthöfen und Häusern.
Laut dem Fischereibuch Kaiser Maximilians I. von 1500 war das Tal unterteilt in den vorderen Teil „Tal Trynns" und den hinteren Teil „Tal Snitz", diese Bezeichnungen als Trinstal und Gschnitztal sind auch später noch zu lesen. Seit 1842 wird ausschließlich der Begriff Gschnitztal verwendet. Auch die Bezeichnung des Baches als „Trinserin" verschwand. Die Umbenennung von Seitentälern und ihren Hauptbächen vom Talvordergrund auf den Talhintergrund ist dem aufkommenden Tourismus geschuldet, weil Jochübergänge und Berggipfel im hinteren Teil des Tals in den Fokus rückten. Seit 1811 sind Trins und Gschnitz selbständige Gemeinden.

Verkehrserschließung

Im Vergleich zum Gschnitztal ist das Wipptal schon sehr lange gut erschlossen: Von der Römerstraße bis zu den Ausbauten der Brennerstraße 1772 und 1836, dem Bau der Brennerbahn 1867 und zuletzt durch die Autobahn 1971. Durch die Nähe zu Steinach profitierte davon auch das Gschnitztal.

Straße zwischen Trins und Gschnitz, um 1930

Bis zur ersten verbauten Straße gab es einen Fahrweg durch das Gschnitztal, den hauptsächlich Pferdewagen befuhren und den Feldweg am Bach für Fußgänger*innen. Eine neue Straße von Steinach bis nach Gschnitz entstand nach vielen Diskussionen über den Trassenverlauf zwischen Trins und Steinach erst 1912. Wegen des großen Gästeaufkommens wurde 1952 als er-

ster Abschnitt im Gschnitztal die Straße durch den Ortskern von Trins asphaltiert. Beim Bau der Autobahn stand eine eigene Autobahnausfahrt Gschnitztal beim Wipptalerhof zur Diskussion. Eine damit zwangsläufig verbundene Zerstörung des Erholungsraums Pflutschwiese verhinderte dieses Projekt.

Die Entwicklung des öffentlichen Verkehrs begann im Gschnitztal in den frühen 1920er-Jahren. Anfangs fuhr von Steinach ein Lastwagen eines Steinacher Frächters nach Gschnitz, wobei die Fahrgäste hinten auf der Ladefläche stehen mussten. Nachdem die Nachfrage bald stieg, fuhr ein Steinacher Busunternehmen zweimal täglich ins Gschnitztal. Nach der Übernahme der Straße durch das Land löste nach dem Zweiten Weltkrieg die Österreichische Post die privaten Busunternehmen ab.

Das Dorf Steinach am Eingang des Gschnitztales um 1925 mit der Brennerbahn im Vordergrund. Die damalige Straße ins Gschnitztal ist unterhalb der Bildmitte gut erkennbar.

Katastrophen im Gschnitztal

Trins wurde mehrmals von Katastrophen heimgesucht, wie Ortschronist Ludwig Gogl erzählt: 1611 wütete die Pest und das Dorf sei danach halb leer gestanden. 1720 und 1858 zerstörten zwei Großbrände den Ortskern, einmal waren es 69 Behausungen und beim zweiten Mal 59 der 100 Häuser im Dorf.
1922 und 1927 ereigneten sich Hochwasserkatastrophen im gesamten Gschnitztal, 1927 wurden dabei alle Brücken im Tal zerstört. 1944, 1951 und 1984 gab es große Lawinenunglücke in Trins, wobei die Lawinen von den steilen Hängen der Peilspitze bis hinunter zum Talboden kamen und zweimal das alte Gasthaus „Hohe Burg“ schwer beschädigten. 1944 kam die 14-jäh-

Das durch die Lawine 1944 zerstörte Gasthaus „Hohe Burg“ in Trins

rige Tochter der Besitzerfamilie Hofer ums Leben, die Schneemassen erdrückten sie zwischen Bett und Schrank. 1951 waren zwei Lawinenopfer zu beklagen, die sich am Talboden beim Sägewerk des Färberhofes aufhielten. Die Wirtsfamilie der „Hohen Burg“ konnte rechtzeitig flüchten, vom Gebäude blieb allerdings nur eine Mauer stehen. Danach wurde das Gasthaus weiter taleinwärts errichtet. 1984 war die Lawine ebenfalls tödlich: Einen jungen Trinser erfasste die Lawine im Auto auf der Straße zu seinem Wohnhaus. Nach 1984 wurden die Hänge unterhalb der Peilspitze verbaut. Auch den Ort Gschnitz erreichten 1970 Lawinen und es entstanden erhebliche Sachschäden.
Vor allem wegen regelmäßiger Muren, die enorme Schäden auf den Feldern anrichteten, und zum Schutz der Bewohner*innen sichern inzwischen Dämme und Auffangbecken einige Bäche an den steilen Hängen in Gschnitz.

Das Stausee-Projekt

Bereits 1911 regte Ingenieur Dr. Anton Winkler vermutlich im Auftrag der Stadt Innsbruck an, im Gschnitztal einen Stausee mit einem Damm von über 20 Metern Höhe, einer Wasserfläche von 160 Hektar und einem Fassungsvermögen von zehn Millionen Kubikmetern Wasser zu bauen. Der 150 Meter lange und sechs Meter breite Damm sollte zwischen dem Endmoränenwall bei Schloss Schneeberg und der südseitigen Berglehne errichtet werden. Mit der Aufstauung des Gschnitzbaches wollte die Stadt Innsbruck unter anderem die Leistung des Sillwerkes erhöhen. Die Idee stieß auf großen Widerstand bei der Trinser Bevölkerung und am 3. Dezember 1911 gab es eine Protestversammlung der Bauern in Trins, die durch das Staubecken ihre Felder und Ackerflächen verloren hätten. Das Projekt wurde daraufhin verworfen. Zehn Jahre später, 1921, berichtete der „Tiroler Anzeiger“ erneut über

die Idee eines Stausees im Gschnitztal. Das Projekt trug Oberbaurat Maaß an die Öffentlichkeit heran, was zu mehreren Erwiderungen in Form von Leserbriefen unter anderem durch den Trinser Bürgermeister Strickner führte. Dieser wies auf die überwiegenden Nachteile hin und betonte die weiterhin bestehende Ablehnung seitens der Einheimischen. Letztlich kam das Projekt „Stausee Gschnitztal" nie über das Diskussionsstadium hinaus.

Munitionslager in Trins

Am Anfang der heutigen Siedlung Galtschein gab es laut Chronist Ludwig Gogl schon seit 1939 ein Barackenlager für die bei der Regulierung des Gschnitzbaches tätigen Arbeiter. Nach dem Zweiten Weltkrieg dienten diese Baracken französischen Besatzungssoldaten als Unterkunft. Im September 1951 beschlagnahmte die französische Besatzungsmacht im Gschnitztal Zeitungsberichten zufolge (Neue Tageszeitung vom 3. und 5. September 1951) 21 Hektar Kulturboden für den geplanten Bau einer Militäranlage mit 40 Baracken für 5.000 Soldaten und Munitionsstollen. Die Franzosen fuhren mit Autokolonnen auf die besagten Felder, wo das Korn reif für die Ernte war und

Die Munitionslager am Gschnitzbach in Trins, um 1951

zogen einen Stacheldraht um das beschlagnahmte Gelände. Unmittelbar betroffen waren zwölf Bauern aus Trins. Die starken Proteste der Bauern, die sich in ihrer Existenz gefährdet sahen, wurden ignoriert. Die Bauern trugen ihre Empörung an Bezirkshauptmann Röbl heran, der erklärte, dass er die Beschlagnahme unter Protest zur Kenntnis hätte nehmen müssen.

Anfang der 1950er-Jahre kam es im italienisch-österreichischen Grenzgebiet zur Errichtung bzw. Erweiterung zahlreicher Militär- und Befestigungsanlagen. Viele Menschen interpretierten diese Aufrüstungsschritte als Vorbereitung auf einen möglichen neuen Krieg, ausgelöst durch die eskalierende Ost-West-Konfrontation dieser Zeit. Zum Glück ist es nie zum Bau der monströsen Militäranlage in Trins gekommen, wohl aber wurden Munitionslager auf den Feldern am Gschnitzbach errichtet.

In der Chronik des Gendarmeriepostens ist 1951 zu lesen, dass das *„durch die französischen Besatzungsmächte angelegte Militärdepot, welches vermutlich zur Munitionslagerung dienen soll, von sogenannten ‚displaced persons' aus Ungarn und Polen bewacht wird."* In einem weiteren Eintrag 1952 wird von einer Schlägerei von Wachpersonal und Einheimischen beim Gasthof Hofer in Trins berichtet. Die ursprünglichen Baracken und das Munitionslager wurden um 1954 wieder abgebaut und einige der Bodenplatten laut Ludwig Gogl beim Bau der Siedlung Galtschein verwendet.

Hollywood zu Gast in Trins

Das Gschnitztal und vor allem Trins waren in der Vergangenheit mehrfach Drehort von Filmen. Der bekannteste darunter war der Hollywood-Film „Das vergessene Tal" („The Last Valley", 1971) mit Weltstars wie Omar Sharif und Michael Caine als Hauptdarstellern. Produzent der Dreharbeiten im Jahr 1969 war die amerikanische Filmgesell-

Im Winter 1969 beim Filmdreh für „Das Vergessene Tal", im Hintergrund das eigens errichtete Filmdorf beim Krotenweiher.

schaft „ABC Pictures Corp.". Ein Jahr Vorbereitung und umgerechnet knapp sieben Millionen Schilling waren nötig, um beim Krotenweiher in Trins ein Dorf aus dem 17. Jahrhundert entstehen zu lassen. Neben allerlei Wohn- und Wirtschaftsgebäuden gab es dort eine Kirche mit einer echten Glocke, die täglich läutete. Wochen vor Drehbeginn kamen Pferde, Schafe, Hühner, Tauben und vieles andere mehr in das namenlose Dorf, um den Tieren die Möglichkeit zu geben, sich einzuleben. Sogar eine der Trinser Mühlen übersiedelte mit allem Drum und Dran in das Filmdorf. Über 100 Wipptaler*innen spielten als Statist*innen mit und es war ein immenser Aufwand, das Filmteam mit gut 150 Mitwirkenden in Trins unterzubringen und allen logistischen Anforderungen einer Hollywood-Produktion gerecht

zu werden. Zu guter Letzt fanden sich Michael Caine, Omar Sharif, Florinda Bolkan, Nigel Davenport und andere Schauspieler*innen zu den Dreharbeiten unter der Regie von James Clavell ein. Der Trinser Schmied Pepi Mair beschlug die Filmpferde fachgerecht und es gab täglich englische Zeitungen. Im Haus Saltuari war ein Schneideraum untergebracht, außerdem gab es eine eigene Küche und Kantine für die Mitwirkenden. Die Siedlung Galtschein wurde hinter Bundesheer-Tarnnetzen versteckt und auf den Straßen gab es eine Ampel, die beim Drehen (Action!) auf Rot schaltete.

Wirklich erfolgreich war der Film aber nicht. Vielleicht war es der falsche Film zur falschen Zeit, meint Wirt Jörg Covi vom Trinserhof. 1969 war gerade der Vietnamkrieg auf seinem Höhepunkt und die damalige Friedensbewegung waren für das Interesse an einem Film, der den Dreißigjährigen Krieg thematisiert, nicht gerade förderlich. Für Trins brachte der Filmdreh auf jeden Fall einen wirtschaftlichen Impuls. Die Einheimischen fanden Arbeit und verpachteten ihre Felder, vermieteten Häuser und Wohnungen, Hotels und Gasthöfe waren gut ausgelastet. An den Wochenenden gab es einen regelrechten Filmtourismus aus ganz Tirol. Überlegungen, das Filmdorf als Tourismusattraktion zu erhalten, konnten nicht verwirklicht werden. Nachhaltigen wirtschaftlichen Nutzen konnte Trins aus dem Geschehen also nicht ziehen. Aber es war eine aufregende Zeit für Trins und im Hotel Trinserhof war noch viele Jahre danach vermehrt amerikanisches Publikum zu Gast.

Weltstar Omar Sharif bei Dreharbeiten in Trins, 1969

St. Magdalena am Bergl

Über die Entstehung des Wallfahrtskirchleins St. Magdalena, das auf einem Felsvorsprung auf 1.661 m zwischen Trins und Gschnitz steht, sind keine Schriften erhalten. Es ist jedenfalls älter als jede Kirche oder Kapelle im Tal. Eine Abschrift der ersten Urkunde zu St. Magdalena ist mit 1307 datiert. Damals wurde bereits ein ständiger Gottesdienst durch einen in der dortigen Einsiedelei lebenden Priester gehalten.

Die Gründungslegende, die im Kirchenarchiv von Gschnitz 1766 niedergeschrieben ist, besagt, dass ein Adeliger ein Kirchlein zu Ehren der heiligen Maria Magdalena als Buße für seine Sünden bauen wollte. Auf der Suche nach einem geeigneten Ort fand er auf dem Felsvorsprung am Berg ein in Holz geschnitztes Bildnis der heiligen Magdalena und ließ das Kirchlein dort errichten. Laut einer Volkssage handelte es sich um einen Ritter von Schneeberg, der sich anschließend dort als Einsiedler niederließ.

Die enorme Beliebtheit des Bergheiligtums zeigte sich etwa darin, dass Kaiser Maximilian I. und Kaiserin Maria Theresia, dem Kirchlein eine jährliche

Das Wallfahrtskirchlein St. Magdalena im Gschnitztal vor der Restaurierung 1959

Das Fresko in der Wallfahrtskirche zeigt die Flucht nach Ägypten und stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Stiftung zukommen ließen. Der Historiker und Heimatforscher Hermann Holzmann vermutet, dass die Beliebtheit des Bergheiligtums und sein besonderer Status auf eine „heilige“ Wasserquelle zurückgehen, zu der bereits in vorchristlicher Zeit Pilger*innen wanderten. Ein mittlerweile trockenes Wasserbecken hinter dem Altar weist auf diese versiegte unterirdische Quelle hin. Demzufolge entstand über der früheren Kultstätte das Kirchlein und der Ort wurde in eine christliche Wallfahrtsstätte verwandelt. In den meisten Fällen wird zur Heiligen Magdalena gebetet, wenn es um die Vergebung der Sünden geht. Die Wallfahrten nach St. Magdalena sind jedoch dem Schutz gegen Naturgewalten, Wind („den truckenen Wind“), für viel Sonne

St. Magdalena heute

(„Sunnebeten“) und eine gute Ernte zuzuordnen. Vorchristlicher und christlicher Kult bilden ein eng verwobenes Gemenge.

Bei der Restaurierung des Kirchleins 1959 bis 1972 durch den Maler Alois Höfer wurden romanische Fresken an der Süd- und Westwand entdeckt. Diese stammen aus dem 13. Jahrhundert und und zählen zu den ältesten erhaltenen Nordtiroler Wandmalereien. Abgebildet sind Adam und Eva, die Flucht aus Ägypten und eine Frau in Gebetshaltung, von der anzunehmen ist, dass sie die Heilige Magdalena darstellt. Ein weiterer Freskenzyklus aus dem 15. Jahrhundert konnte auf der Nordwand freigelegt werden. Die letzte Renovierung fand 2007 zum 700-jährigen Jubiläum statt. Die Wallfahrt nach St. Magdalena am 22. Juli erfreute sich großer Beliebtheit. Kaiser Joseph II. hob 1787 im Zuge seiner Reformen die Wallfahrt auf, aber nach seinem Tod blühte sie wieder auf. Die Ellbögner und Patscher Bevölkerung pilgerte bis 1938 und ab 1946 trotz des 14-stündigen Marsches nach Gschnitz, um für ein gutes Erntejahr zu beten. Ein besonderer Brauch war hier das „Windeinsperren“. Der letzte Pilger musste beim nachhause gehen das Gatterl unten zumachen, weil ansonsten das ganze Jahr der starke Südwind (Föhn) wehen würde. Noch heute gibt es das Gatterl und ein Täfelchen erinnert an den Brauch.

Das Schloss Schneeberg

Das Schloss Schneeberg (auch Schloss Schneeburg oder Schloss Sarnthein) befindet sich gut sichtbar auf einem bewaldeten Endmoränenhügel am Trinser Talboden zwischen Gschnitz und Mühlbach. Urkundlich erwähnt wird das Schloss erstmals 1297 als „Sneburg", wo der „Lazerus de Trüns" und seine Nachfahren für einige Jahrzehnte ihren Sitz hatten.

Ab 1500 wurde das Schloss unter Kaiser Maximilian als Lehen an verschiedene Adelsherren vergeben. Aus Berichten an die Regierung geht hervor, dass das Schloss bereits 1520 einen desolaten Bauzustand aufwies, ohne Dach und dem Einsturz nahe. Mit der Übergabe an den Vizekanzler Wellinger

Das Schloss Schneeberg mit Rundturm in Trins

von Ferchingen war 1571 dessen Ernennung zum Freiherrn von Schneeburg verbunden. Er baute den mittelalterlichen Ansitz zu einem wohnlichen Renaissanceschloss um. Ihm folgten verschiedene Lehensinhaber und nach einem verheerenden Brand 1771, der die ehemalige Burg aus dem 13. Jahrhundert vernichtete, übergab Kaiserin Maria Theresia 1778 die Überreste dem Gubernialrat Alois Graf Sarnthein. Dieser beseitigte die Ruinen und baute das unversehrt gebliebene Wirtschaftsgebäude zu einem schlossartigen Ansitz aus. 1910 wurde auch noch ein benachbartes Stallgebäude als Wohnbau umfunktioniert. Samt einigen weiteren Umbauarbeiten erhielt das Schloss Schneeberg dadurch sein heutiges Aussehen. Von der ursprünglichen Burg sind nur noch Teile der bis zu zehn Meter hohen Wehrmauer und der westliche Rundturm mit einer Mauerstärke von 1,5 Metern übrig. Im Schlossinneren befinden sich getäfelte Stuben und Kachelöfen aus der Zeit des Klassizismus. Bemerkenswert ist außerdem das reich verzierte hölzerne Epitaph für Hans von Sarnthein aus dem Jahr 1547, das 1919 aus der Sarntheiner Dorfkirche ins Schloss übersiedelte.

Das Schloss Schneeberg befindet sich bis heute im Eigentum der Familie Sarnthein. Besichtigungen sind nur von außen möglich. Die Zinnen von Schloss Schneeberg auf dem Moränenwall sind im Wappen der Gemeinde Trins verewigt.

Sagen aus dem Gschnitztal

Das Gschnitztal ist ein besonders sagenumwobenes Tal und manchmal hat man das Gefühl, auch der Glaube an Sagengestalten hat sich länger als sonst im Wipptal gehalten. Der Alfaierhof in Gschnitz beispielsweise wirbt heute noch damit, dort Urlaub zu machen, wo die Elfen einst ihr Zuhause hatten.

Die früher erzählten Sagen dienten dazu, ungewöhnliche Ereignisse und Begebenheiten zu erklären.

Dabei zeugen sie von einer enormen Vorstellungskraft und Fantasie und wurden gerne und oft erzählt und an jüngere Generationen weitergegeben.
Bei den alten überlieferten Sagen im Gschnitztal spielte vor allem das Gold und die Hoffnung einen Goldschatz zu finden, eine dominante Rolle. So zum Beispiel bei der Sage von einer mächtigen Wünschelrute am Tribulaun, mit deren Hilfe man die Goldschätze in den Bergen zu finden vermag oder bei der Sage von den kleinen einäugigen Goldbergmännlein, die das Gold bei „Lappanes" (Laponesalm) in geheimen unterirdischen Stollen abbauten. Auch die „Venediger Mandln", wo eines angeblich beim Lauterer See wohnte, kannten demnach die schwer auffindbaren Eingänge zu unterirdischen Palästen, wo Goldschätze und Edelsteine versteckt seien.

Der „Wilde Alber" als eine Art Drache am Himmel, Zeichnung von Carl Felder, 2007

Eine interessante Sagengestalt ist auch der „Wilde Alber", der aber nie genau beschrieben wird. Im Gschnitztal berichtete man von einer feurigen und „glühnigen" Erscheinung, ja einer Art Drachengestalt, die über den Himmel zog und als ein Vorzeichen für Hunger, Pest

Pflerscher Tribulaun, Ölbild von Felix Heuberger (1888–1968), entstanden zwischen 1940 und 1950

oder Krieg gedeutet wurde oder oft als der Teufel höchstpersönlich galt. Besonders ausgeprägte Vorstellungen gab es auch zu „Martas Gstampfe“ in Form einer am Himmel vorbeirauschenden lärmenden Kutsche mit schwarzen Pferden, die immer um den Martinitag (11. November) durch das Tal brauste. Die Vorstellungen dazu gehen womöglich auf die Verschmelzung des Wotan-Kultes (Wotan ist einer der Hauptgötter der nordischen Mythologie) und der Martinsverehrung zurück. Man sprach auch von der Almauffahrt des „Wintersenners“, den es sonst nirgends in der Wipptaler Sagenwelt gibt.

Auf den Höfen des Gschnitztals lebten den Sagen zufolge auch allerhand besondere Gestalten. So etwa gab es Elfen, die den Menschen gut gesonnen waren und sie in ihrem harten Alltag am Hof unterstützten, so wie es angeblich am Alfaierhof der Fall war. Zwerge und Wichtel waren auf den Höfen meist zu bösartigen Scherzen aufgelegt und zogen etwa Bauern den Milchschemel unter dem Hintern weg. Und dann gab es noch Hexen, vor denen man sich unbedingt schützen musste. Das wirksamste Mittel gegen Hexen war der Bann. Im Gschnitztal waren der Habicht („Hobach“) und die Schwarze Wand am Tribulaun die wichtigsten Verbannungsorte für Hexen.

Der Berggeist vom Tribulaun, Zeichnung von Carl Felder, 2007

Eine weitere Sage erzählt vom guten Berggeist am Tribulaun, der einen goldenen Schatz bewachte. Als ihm Talbewohner im Schlaf bestehlen wollten, konnte er dies gerade noch verhindern. Ein junger Bursche half dem Berggeist und hielt Wache, wenn dieser schlief. Der Bursche und seine Nachfahren lebten von da an am Tribulaun in einer Hütte, die dort stand, wo sich jetzt die Tribulaunhütte befindet. Noch heute kann man im Sandestal die Felsbrocken sehen, die der Berggeist den gierigen Menschen nachgeworfen haben soll, und wer das schlafende Gesicht des Berggeists in den Felsen sieht, hat einen Wunsch frei.

Eine Sage erzählt vom „König Habicht“ und der Entstehung des Berges: Demnach hat das Gschnitz-

tal ein Mann, der einen Mantel aus glänzenden Federn trug und dessen Aussehen dem eines Raubvogels glich, von bösen Mächten und Unheil befreit. Sie nannten ihn „Habicht“ oder „König des Tales“. Nach seinem irdischen Tod von der Bergmutter zum höchsten Berg des Tales verwandelt, wacht er somit auf ewig mit seiner schützenden Hand über das Gschnitztal und seine Bewohner*innen.
Die Sage von der „Kirche im Felsen“ besagt, dass die heutige Kirchdachspitze einst eine wunderschöne Kirche herunten im Gschnitztal war und das ganze Tal beglückte. Ein böser Zwerg, der in den Bergen wohnte, gönnte den Menschen ihr Glück nicht. Er verzauberte einen Stein und täuschte einen braven Jungen, der den Stein auf den Altar legte. Mit dem Zauber verschwand die Kirche im Tal und stand auf einmal versteinert auf den Felsen, wo der Zwerg hauste.
Einer anderen Sage zufolge ist der Blaser durch einen Hirten und sein Flötenspiel voller Liebe und Sehnsucht nach seiner kranken Geliebten im Tal während einer Mondnacht zu seinen vielen wunderschönen Blumen gekommen. Bei jedem seiner lieblichen Töne fiel eine Blume auf die Wiesen des Blasers herab, wo sie alle fortan gediehen.

Sonnenberge und die Zeitmessung

Die Feuersteine im hinteren Gschnitztal, der Östliche, Westliche und Apere (schneefreie), heißen deshalb so, weil sie abends am längsten von der Sonne beschienen werden. Früher war die Sonne ein wichtiger Zeitweiser. So war auch das gesamte Tal in eine Sunnseite (Sonne) und eine Nederseite (Norden) geteilt. Diese Teilung war auch für die Talbesiedelung entscheidend. So liegt Trins mit den Sonnensteigen auf der Sonnenseite, auf der der Langes (Frühling) früher beginnt.
Die wuchtige dunkle Zeisspitze zeichnet einen langen Schatten

Der Feuersteingletscher mit dem Lauterer See, Öl auf Hartfaserplatte, undatiert, ev. Christian Liener zuzuordnen

auf die Gegenseite des Tals. Bereits im Jagd- und Fischereibuch Kaiser Maximilians wird der Berg genannt. Ganz alleine steht der spitzige Kegel da. Ende Jänner beginnt der ganze Berg feurig zu strahlen, denn die Sonne bewegt sich genau in der Linie des Kammes. So konnte die Zeisspitze sowohl die Stunde als auch die Jahreszeit im Tal anzeigen.

Der Simmingferner nahe der Bremer Hütte 1982 (oben) und seine Überreste knapp 40 Jahre später, 2020 (unten).

Naturschätze und geologische Besonderheiten

Im Gschnitztal befand sich der größte Gletscher und damit das Zentrum der Vereisung des gesamten Wipptals. Am Höchststand der Vereisung reichte der Gletscher fast bis zum Ausgang des Gschnitztales. Stattgefunden hat dieser Gletschervorstoß in der zu Ende gehenden letzten Eiszeit („Würm“) vor ca. 13.500 Jahren. Damals stießen die Gletscher, verursacht durch eine Kälteperiode, noch einmal weit in die alpinen Täler vor, bevor sie sich in die hochalpinen Regionen zurückzogen. Die mittleren Jahrestemperaturen lagen damals ungefähr fünf Grad unter den heutigen.

Eine besondere Rolle in der Gletscherforschung spielt die bis zu 30 Meter hohe Moräne in Trins. Eine Untersuchung 2006 ergab, dass sich die Moräne ca. 13450 bis 14700 v. Chr. stabilisierte, als der Gletscher sich zurückzog. Dieses Rückzugstadium der eiszeitlichen Gletscher kann auch in anderen Alpentälern beobachtet werden, aber kaum wo hinterließen die Gletscher eine so beeindruckende Endmoräne wie bei Trins. Daher bezeichneten die Geologen Albrecht Penck und Eduard Brückner diese Besonderheit 1901 als „Gschnitzstadium“ und erklärten sie damit zur Typuslokalität.

Beim Rückzug des Gschnitz-

Links vom Trinserhof gut sichtbar der Moränenwall, um 1930

gletschers blieben Reste des Eises im Moränenmaterial liegen und schmolzen langsam ab. Dadurch blieben trichterförmige Löcher, sogenannte Toteislöcher, zurück. Das bekannteste Toteisloch in der Trinser Moräne ist der Krotenweiher. In dieser durch lehmiges Moränenmaterial abgedichteten und somit abflusslosen Mulde bildete sich über Jahrtausende ein bis zu acht Meter hohes Hochmoor, das auch ein wichtiges Archiv der Vegetationsgeschichte der Region darstellt. Die ältesten Ablagerungen, wie Pflanzenreste und Pollen, haben Botaniker auf ein Alter von etwa 9.600 Jahren datiert. Heute ist der Krotenweiher zum Großteil verlandet, stellt aber dennoch einen der bedeutendsten Laichplatze für Grasfrösche im Gschnitztal dar. Außerdem staute der zurück gelassene Moränenwall in einer Vertiefung dahinter einen See auf, der ebenfalls allmählich verlandete. Relikte dieses Prozesses sind die heute existierenden Quellmoore und Feuchtwiesen (Trinser Möser) hinter dem Wall.

Einst ein sehr markantes Gletschertal, ist von Gletschern im Gschnitztal heute nicht mehr viel zu sehen. Der Rückgang in den letzten 50 Jahren ist erschreckend. Der Gletscher am Habicht hatte 1998 noch eine geschlossene Fläche von sechs Hektar. Heute ist der Habicht nur noch von drei kleinen Gletschern und einem Firnfeld umgeben. Im Nordosten liegt der Pinnisferner am Ende des gleichnamigen Tales. Südöstlich fließt der Habichtferner keilförmig in die Tiefe, und im Norden befindet sich der Mischbachferner. Er ist der größte der drei

Der Krotenweiher in Trins ist im Frühjahr ein wichtiger Laichplatz für Grasfrösche.

Habichtgletscher. Der Simmingferner unterhalb der Schneespitze (3.178 m) im hintersten Gschnitztal hatte 1969 noch eine Fläche von 90 Hektar, 1998 waren es nur noch 65 und heute, zwei Jahrzehnte später, besteht er nur noch aus mehreren isolierten Eisfeldern. Besonders gut ist der Gletscherrückgang des Simmingferners auf den zahlreichen Bildern seit dem Bau der Bremer Hütte Ende des 19. Jahrhunderts zu beobachten.

Bewegte geologische Vergangenheit

Geologisch ist das Gebiet einerseits von schroffem Dolomit- und Kalkgestein (nördlich von Trins und Gschnitz sowie rund um die Tribulaune) und andererseits von sanften Quarzphyllit-Decken im Süden von Trins (Trunajoch) geprägt. Kaum ein Tal in Österreich hat eine geologisch

Bergsteiger am Habichtferner, im Hintergrund die Tribulaune, 1936–1941

so bewegte Vergangenheit wie das Gschnitztal. Hier in den Stubaier Alpen trifft man auf Gesteine, die zum Teil mehr als 450 Millionen Jahre alt sind.

Während der alpinen Gebirgsbildung, die vor ca. 150 Millionen Jahren begann und vor ungefähr zehn Millionen Jahren endete, stapelten sich die verschiedenen Teile der Erdkruste übereinander. Die am tiefsten liegenden Gesteine sind die Glimmerschiefer, Gneise und Granite der Stubaier Alpen. Auf diesen kristallinen Gesteinen liegen die vor ca. 280 bis 150 Millionen Jahren abgelagerten Meeressedimente (Riffkalke, Dolomite und Tone). Sie wurden während der alpinen Gebirgsbildung 15 bis 20 Kilometer tief in die Erdkruste versenkt und dabei auf über 500 Grad Celsius erwärmt. Aus den Kalken und Dolomiten entstanden kristalline Marmore und aus den Tonen kristallisierter Glimmer. Diese Gesteine bauen den Großteil der mächtigen Felswände direkt bei Trins auf und

Der Gschnitzer Tribulaun mit seinem für Dolomitgestein typischen Gipfelaufbau

enthalten oft Erze (z. B. Eisen, Blei, Zink, Kupfer), die jahrhundertelang abgebaut wurden. Über diesen metamorphen Marmoren und Dolomiten liegen die Ammoniten führenden Kalke. Es handelt sich um 240 bis 130 Millionen Jahre alte Riffkalke und Tiefseesedimente, welche die Gipfel-Regionen nördlich von Trins aufbauen. Es sind dies die im Süden liegengebliebenen Reste der Nördlichen Kalkalpen, die im Zuge der alpinen Gebirgsbildung die Stubaier Alpen überschoben haben und heute viel weiter im Norden liegen.

Die Berge südlich von Trins wurden aus sehr alten paläozoischen Gesteinen aufgebaut. Ebenfalls von Süden her überschoben, sind sie zwischen 450 und 300 Millionen Jahre alt. Ein Teil dieser Gesteine entstammt der Karbonzeit: Sandsteine und Konglomerate, in denen man viele versteinerte Farne, Schachtelhalme und Bärlappgewächse finden kann. Diese Pflanzen wuchsen vor 300 Millionen Jahren in ausgedehnten Sumpfgebieten. Im Laufe der Zeit versteinerten diese Pflanzen, verwandelten sich in hochwertige Kohle und wurden in der Vergangenheit z. B. am Nösslachjoch abgebaut. Ein Bergwerksweg mit Start bei der Nösslachhütte veranschaulicht dieses Thema sehr gut.

Die schroffen Berge rund um die Tribulaungruppe – vor allem Gschnitzer und Pflerscher Tribulaun – stechen im Tal neben den schroffen Kalkwänden nördlich von Gschnitz besonders ins Auge und heben sich durch ihren einzigartigen Gesteinsaufbau von den umliegenden Bergen ab. Mit dem pyramidenförmigen Gipfelaufbau und den leicht geneigten Gesteinsschichten erinnern die Tribulaune an die Dolomiten. Und das zu Recht: Der französische Geologe und Mineraloge Déodat de Dolomieu hat hier in den *„bleichen Bergen des Brenners“* 1789 Proben eines ihm unbekannten Gesteins gesammelt. Seine chemische Analyse ergab Calcium-Magnesiumcarbonat. Das Mineral erhielt 1791 ihm zu Ehren die Bezeichnung „Dolomit“. Kennzeichnend für das Dolomitgestein sind sein schroffer, stark zerklüfteter Aufbau und die Schutthalden aus scharfkantigem Geröll.

Ein Paradies für Botaniker*innen

Die „Primula pubescens Jacq.", Zeichnung, von Nikolaus Joseph von Jacquin 1778 veröffentlicht

Das Gschnitztal ist durch die geologische Verschiedenheit der Gesteinsarten aus Kalk- und Urgestein ein wahres Blumenparadies und weit über die Grenzen hinaus bei Botaniker*innen bekannt. Hervorzuheben ist hier vor allem der Blaser, der als blumenreichster Berg Tirols gilt. In der Vergangenheit ließen sich international bekannte Botaniker*innen zu Forschungs- und Urlaubszwecken im Gschnitztal nieder. So baute etwa Anton Kerner von Marilaun eine Villa als Sommerresidenz neben Schloss Schneeberg und legte am Blaser auf 2.195 m einen alpinen Versuchsgarten an. Er wollte dort die Einwirkung des Klimas auf die Pflanzen verfolgen. Auch sein Schwiegersohn Richard Wettstein und sein Sohn Fritz – beides bekannte Botaniker – verbrachten ihre Sommerferien in Trins. Das Porträt von Richard Wettstein zierte nach 1962 sogar den 50-Schilling-Schein.

Wie erwähnt, geht die Artenvielfalt der Flora auf die verschiedenen Gesteinsarten im Gschnitztal zurück. Dort, wo beide Gesteinsarten aufeinandertreffen, entwickeln sich nämlich bunte Bastarde, wie sie sonst im Alpenraum kaum zu finden sind. Im Gschnitztal gibt es mehrere Orte, wo man das Phänomen beobachten kann: am Padaster, am Fuße des Kirchdachs, rund um die Innsbrucker

Hütte, im Sandestal und oberhalb der Trunahütte. Die Gartenaurikel geht beispielsweise auf einen dieser Bastarde mit dem Namen „Primula pubescens Jacq." zurück. Vor ca. 450 Jahren hat diese Primelart aus der Umgebung des Tribulauns der Wiener Arzt Johann Aichholz mit nach Hause genommen und in seinen Garten in Wien gepflanzt. Von der wunderschönen Pracht der Pflanze fasziniert, schickte sie der Botaniker Corolus Clusius 1582 einem Freund nach Belgien. Dort wurde die Aurikel gezüchtet und gelangte in die Gärten verschiedener Länder Europas. Bereits im 19. Jahrhundert gab es über 144 Sorten der Gartenaurikel, die alle auf die Gschnitzer Bergblume zurückgehen.

Von Mitte Juni bis Mitte Juli zeigt sich am Blaser eine besondere Blumenvielfalt.

Schützenswerte Landschaft

Das Gschnitztal liegt eingebettet zwischen zwei Schutzgebieten, die beide zum Schutzgebietsverbund Stubaier Alpen-Wipptal zählen. Am 10. April 1984 verordnete die Landesregierung unter Landeshauptmann Eduard Wallnöfer und dem Landesrat für Land- und Forstwirtschaft sowie Umweltschutz Alois Partl das 180 km² große „Landschaftsschutzgebiet Serles-Habicht-Zuckerhütl". Es dehnt sich über das Gschnitztal hinaus auch auf das Stubaital aus und reicht von 990 m beim Gschnitzbach bis auf 3.277 m zum Gipfel des Habichts. Nach der Landtagswahl vom 17. Juni 1984 (die an der absoluten Mehrheit der ÖVP nichts änderte) verordnete die neue Landesregierung in ihrer ersten Sitzung am 17. Juli 1984 das zweite Landschaftsschutzgebiet im Gschnitztal „Nößlachjoch-Obernbergersee-Tribulaune" mit 92 km².

Im Gschnitztal ist aber nicht nur die Natur-, sondern auch die durch Menschenhand geschaffene, jahrhundertealte Kulturlandschaft besonders. Um der wertvollen Kulturlandschaft Rechnung zu tragen, sind seit 2019 die „Padeilemähder" oberhalb von Trins als Natura-2000-Gebiet ausgewiesen. Insgesamt werden dort etwa 20 Hektar zwischen 1.800 und 2.300 m Seehöhe extensiv zur Heuerzeugung genutzt, womit eine einzigartige biologische Vielfalt erhalten bleibt.

Neben diesen Landschaftsschutzgebieten gibt es im Gschnitztal noch zwei „Geschützte Landschaftsteile", den Trinser Moränenwall und den Oberlawieser Tannenwald.

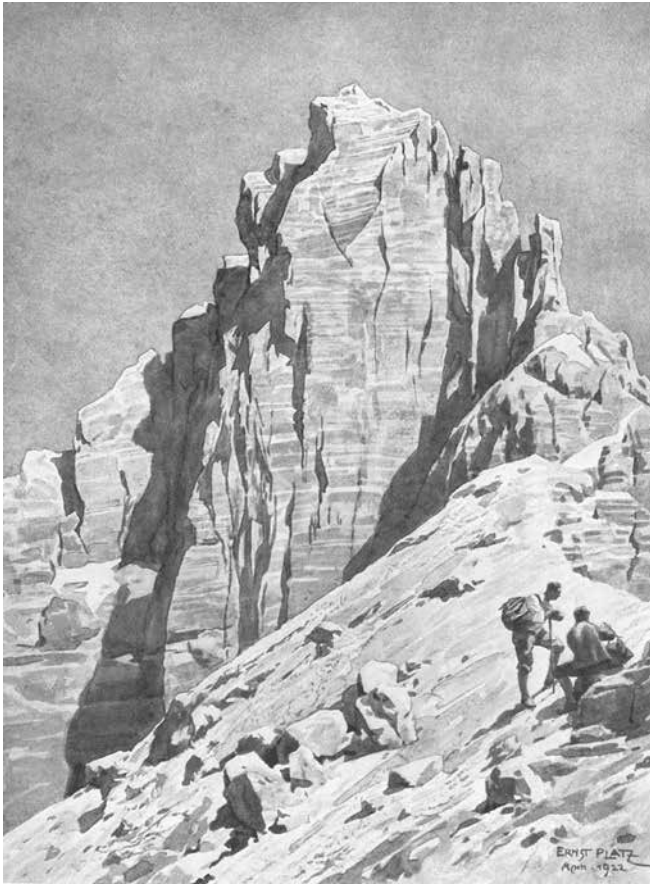
Der Moränenwall in Trins und die von ihm taleinwärts verlaufenden Seitenmoränen markieren auf einzigartige Weise den Weg des zurückweichenden Gschnitzgletschers. Seit 1975 ist der Moränenwall ein Geschützter Landschaftsteil.

Der besonders erhaltenswerte Tannenbestand im Oberlawieswald bei Trins ist ein kleiner Rest eines vor 5.000 bis 2.600 Jahren ausgedehnten Tannenvorkommens. Im Laufe der Jahrtausende hat sich durch Selektion die „Gschnitzer Trockentanne" entwickelt. Sie ist an den

Die Blumenwiesen im Trinser Natura-2000-Schutzgebiet Padeilmähder sind eine über die Jahrhunderte durch extensive Heuerzeugung geschaffene Kulturlandschaft.

inneralpinen und damit trockenen Standort besonders angepasst und weist gleichzeitig eine höhere Resistenz gegen das durch Luftverschmutzung hervorgerufene Tannensterben auf. Im Oberlawieswald wachsen die tief wurzelnden Tannen an steilen, felsdurchsetzten Nordhängen auf Dolomituntergrund. Seit 1981 genießt dieses einzigartige Baumvorkommen ebenfalls als Geschützter Landschaftsteil einen besonderen Schutzstatus.

Die Schutzgebiete im Gschnitztal Gschnitztal bieten Erholung für jeden Einzelnen, denn menschliche Nutzung in diesen Gebieten, wie Wandern, Skitouren-Gehen, Land- und Forstwirtschaft, sind erlaubt, solange es der Natur nicht schadet. Seit 2020 wird die Idee im Wipptal verfolgt, die bestehenden Schutzgebiete in einem Naturpark zusammenzufassen.



Der Pflerscher Tribulaun (3.097 m) auf einem 1922 entstandenen Aquarell von Ernst Platz (1867–1940)

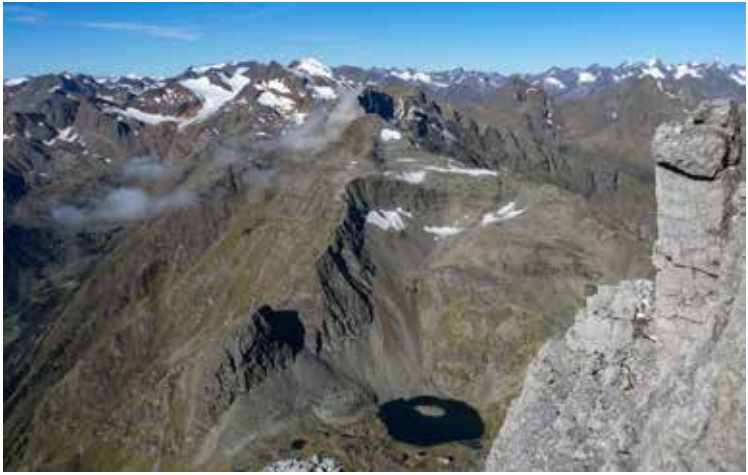
Alpinismus früher – Gipfel und Erstbesteigungen

Schon sehr früh begann im Gschnitztal und hier vor allem in dessen hinterem Teil der Alpinismus. Einige imposante und herausfordernde Gipfel, wie der Pflerscher Tribulaun oder der Habicht, lockten schon Ende des 18. Jahrhunderts auswärtige Bergsteiger nach Gschnitz. Eine Basisstation war der „Gasthof zum Kuraten“ beim Widum, den der Geistliche selbst bewirtschaftete. Dort trafen die fremden „Herren“ am Vorabend einer Besteigung auf die lokalen Bergführer. Besonders zu erwähnen ist hier die Familie Pittracher aus Gschnitz, aus der über Generationen sehr erfolgreiche Bergführer hervorgingen. Bereits 1772 soll einer von ihnen Gäste auf den Gschnitzer Tribulaun geführt haben und und einige von ihnen waren bei Erstbesteigungen im Gschnitztal dabei.

Der „Scharer“ – Pflerscher Tribulaun

Der Pflerscher ist mit 3.097 m der höchste der drei Tribulaune (Obernberger, Gschnitzer, Pflerscher Tribulaun), der früher auch "Großer Tribulaun" oder "Scharer" genannt wurde. Der Name Tribulaun leitet sich von romanisch „tribulu“ ab, was so viel wie „Dreschstein“ bedeutet. Die Endung „-aun“ drückt eine Vergrößerung aus, womit „Tribulaun“ einem großen Stein gleichzusetzen ist. Die Erstbesteigung des etwas niedrigeren Ostgipfels gelang dem Gschnitzer Bergführer Georg Pittracher gemeinsam mit dem Münchner Heinrich Waitzenbauer am 6. September 1872. Die erste Besteigung des Hauptgipfels des Pflerscher Tribulauns glückte erst am 21. September 1874 durch Bergführer Johann Grill vulgo Kederbacher aus der bayrischen Ramsau, und den beiden Münchnern Georg Hofmann und Nikolaus Winhard über den heutigen Normalweg in acht Stunden von Gschnitz aus. Der mit

der Gruppe aufgebrochene Bergführer Georg Pittracher blieb kurz unterhalb des Gipfels zurück. In seinem Bericht zur Erstbesteigung schrieb Georg Hofmann 1875 in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins: *„Wir beschlossen, von der grossen Sandreise rechts aufzusteigen, um einen unbenannten Sattel zwischen Goldkappel und Grossen Tribulaun zu gewinnen; hatten wir diesen erreicht, so musste der weitere Anstieg an der Südseite erkämpft werden; nie hatte Pittracher dieses Gebiet betreten, er hegte wenig Hoffnung, doch es bleibt hier keine Wahl, unmöglich wäre es, an der Nordseite oder über den Grat emporzusteigen, […] nach Verlassen des Joch's hält Pittracher inne. „Jetzt is gar, jetzt geht's nimmer," ruft er, indem er keine Miene macht, den weiteren Anstieg zu versuchen. [...] Da intervenirt Kederbacher, durch*



Ausblick vom Pflerscher Tribulaun nach Westen zu den Stubaier Alpen, unten im Bild der Sandessee mit der Pflerscher Tribulaunhütte

eine Felsrinne glaubt er, den richtigen Anstieg erspäht zu haben. Ich ging mit Kederbacher zurück zur Rinne, Winhart versuchte den Aufstieg in nächster Nähe während Pittracher unschlüssig stehen blieb. Er erwartete wohl den allgemeinen Rückzug, doch vergebens. Vor einem senkrechten, ungefähr 20 Fuss hohen Felsspalt angelangt, entledigte sich Kederbacher rasch seines Rucksackes, mit dem Seil über der Schulter erzwang er sich in die Höhe [...] Nachdem alle emporgezogen worden waren, ging es wieder aufwärts […], die steilen Wände zur Linken dachten wir zu vermeiden und betraten ein Felsgesimse [...] Doch schon nach wenigen Minuten hielt Pittracher inne, auf unser Zurufen kam die Antwort: „Jetzt is ganz gar, da haben Sie's." [...] Unmöglich war es nur einen Schritt weiter zu machen, ohne geringste Stufenbildung thürmen sich die Wände auf, grauenerregend war der Blick in die Tiefe, aus welcher dunkle Nebel zur Höhe stiegen. Da räth Kederbacher, den Anstieg an den vorher gemiedenen Wänden zu versuchen, kopfschüttelnd vernimmt Pittracher das neue Project. „Da drüben hinauf," war jetzt

Der Gipfel des Pflerscher Tribulauns

die Lösung. Die Rucksäcke kamen von den Schultern, ein Seil wurde hervorgeholt, des sicheren Trittes halber entledigten wir uns der Bergschuhe. Da erhebt Pittracher Einsprache „da nauf geht's nit, da kimmt koa Gams net auffi, zwoa derfalln si gwiss von euch" rief er uns zu. [...] Nachdem wir ihm bedeutet, dass ein derartiges Benehmen den Muth des Touristen nicht besonders aneifere, verliessen

wir ihn. [...] Durch ein Seil verbunden, Kederbacher und Winhard ohne jegliche Fussbekleidung, ich in starken Strümpfen, begannen wir den Anstieg, ein wenig Chocolade bildete unser Proviant. [...] In ungefähr 15 Min. war dieses letzte Hindernis überwunden und wir standen am Gipfel. Schwindelnd war der Blick in die Tiefe, ein fröhlicher Jauchzer verkündete Pittracher, dass seine Prophezeiung noch nicht in Erfüllung gegangen [...]"

Das Goldkappl – ein Kletterberg

Das Goldkappl (2.783 m), direkt neben dem Pflerscher Tribulaun an der Grenze zu Italien gelegen, gilt heute noch als ein bedeutender Kletterberg mit mehreren anspruchsvollen Routen. Im Norden

Der Talschluss des Sandestals mit Goldkappl, Pflerscher Tribulaun und Gschnitzer Tribulaun (von rechts), 1900–1927

Das Goldkappl ist auch heute noch ein beliebtes Kletterziel.

und Süden ist der Bergspitz durch bis zu 400 Meter steil abfallende Felswände gekennzeichnet und Richtung Sandesjöchl im Osten befinden sich drei weitere markante Felstürme mit Kletterrouten (Mühlsteiger-, Jud- und Fleckingerturm). Das Goldkappl bestiegen 1889 erstmals Hermann Meynow und Leon Treptow aus Berlin in Begleitung von Bergführer Johann Unterwurzacher und Johann Windisch von Süden und über den Ostgrat (UIAA-Schwierigkeitsgrad III). Der Westgrat und der 1899 von Otto Ampferer und Karl Berger erstbegangene Weg vom Sandesjoch über den Ostgrat wird mit derselben Schwierigkeit bewertet. Ein weiterer Anstieg führt durch die Nordwand im Schwierigkeitsgrad IV–V. In den 1930er-Jahren galt vor allem die Südwand des Goldkappls als großes, ungelöstes Problem in der Kletterszene Tirols. Die erfolgreichen Felskletterer Hias Auckentaler und Hannes Schmidhuber aus Innsbruck beispielsweise blieben bei ihren Versuchen erfolglos. Erst 1936 konnten Hias Rebitsch

und Hans Frenademetz endlich die Südwand des Goldkappls bezwingen, nachdem Rebitsch beim vorangegangenen Versuch einen Sturz aus großer Höhe überlebt hatte. Die beim Absturz versuchte Kletterroute, konnte bis heute noch nicht durchstiegen werden. Walter Spitzenstätter und Robert Trojer gelang 1963 die erste freie Durchsteigung der Südwand und 1983 erschlossen Hans Kammerlander und Hanspeter Eisendle eine weitere bedeutende Route namens „Veitstanz" (Schwierigkeitsgrad VII). Leider gab es im Laufe der Zeit in der Südwand des Goldkappls auch Todesopfer zu beklagen, so etwa zwei Sterzinger Kletterer beim Versuch der Erstbesteigung und der junge Steinacher Toni Reitmair (1958).

Der Habicht mit der Innsbrucker Hütte, 1962

Der Habicht – eine markante Pyramide

Der 3.277 Meter hohe Habicht mit seiner pyramidenförmigen Felsformation ist der markanteste Berg im Gschnitztal und auch in Tirol sehr bekannt, wie ein alter, früher oft zitierter Vers besagt: *„Der Hager in Gschnitz/ und der Villerspitz/ und die Martinswand/ sind die höchsten im ganzen Land.“* Die älteste Urkunde, von 1500, nennt den höchsten Berg im Tal „Hoger“, was althochdeutsch Höcker bedeutet, aber auch Ausdruck für den „Höchsten“ sein kann. Bereits von Schönberg blickt der Habicht den Bergsteiger*innen entgegen und wurde 1925 in „Wagners alpinem Spezialführer“ für die Stubaier Alpen mit den Worten beschrieben: „die schönste und machtvollste Berggestalt der Stubaier Alpen, die Aussicht ist eine der schönsten in Tirol“. Der Aufstieg zum Gipfel war früher zwar sehr mühsam und lang, aber verhältnismäßig leicht. Wer den Habicht als erster Mensch bestiegen hat, lässt sich heute nicht mehr sagen. Der aus Kramsach stammende katholische Priester und Alpinist Peter Karl Thurwieser hat 1836 als Erster seine Besteigung und Vermessung in einem Bericht genauestens dokumentierte. Heute ist der Habicht durch die Innsbrucker Hütte als Stützpunkt auf 2.369 m noch einfacher erreichbar und sehr beliebt.

Westlicher und Östlicher Feuerstein

Diese zwei Nachbargipfel mit 3.213 m und 3.275 m prägen den Talschluss des Gschnitztals und liegen umgeben von Gletschern genau auf der Staatgrenze zwischen Österreich und Italien. Die Erstbesteigungen geschahen 1855 im Rahmen der österreichischen Katastralvermessung. Die erste touristische Besteigung des Westgipfels absolvierte am 14. September 1869 der Innsbrucker Historiker und Diplomat Julius von Ficker mit den Bergführern Pankraz Gleinser und

*oben: Bergsteiger*innen am Östlichen Feuerstein auf über 3.000 m, 1962*
unten: Am selben Ort knappe 60 Jahre später, 2021

Andreas Pfurtscheller. Den Ostgipfel erreichte vermutlich zwei Jahre später ein Gast aus London mit dem deutschen Namen Holzmann vom Pflerschtal herauf erstmals touristisch. Dazu sind keine genauen Aufzeichnungen vorhanden. Die Feuersteine sind im Aufstieg mit keinen größeren Schwierigkeiten verbunden und über Steige von der Bremer Hütte oder der Nürnberger Hütte gut erreichbar.

Der Blaser – ein Blumenberg

Durch einen einfachen Steig von Trins in zweieinhalb Stunden zu erreichen, ist der Blaser (2.241 m), seit Beginn des Fremdenverkehrs ein viel besuchter und beliebter Gipfel, dessen Erstbesteigung nicht schriftlich festgehalten wurde. Der Berg ist schon lange für seinen einzigartigen Blumenreichtum bekannt. In der Österreichischen Alpenpost 1904 ist zu lesen, dass der Blaser *„in den verflossenen Jahren von Tausenden bestiegen“* wurde, *„teils um sich an der wahrlich herrlichen und reichhaltigen Alpenflora zu ergötzen, teils um […] die überraschende Aussicht zu genießen.“* Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte das Verhalten von Wanderern, die Pflanzen ausrissen und die Hochmähder beschädigten, dazu geführt, dass die Bauern die Blaserbesteigung über ihre Grundstücke verbieten wollten. Dem Trinser Postmeister Josef Laner ist es zu verdanken, dass es dazu nicht kam. Er kaufte einen Teil der Bergmähder und pachtete den Fußsteig auf viele Jahre, sobald dieser durch fremde Grundstücke verlief. Heute ist der Blaser mit der direkt unterhalb des flachen Gipfels gelegenen Blaserhütte ein beliebtes Ausflugsziel bei Wanderern und Mountainbiker*innen, jedoch leidet die Alpenflora unter der hohen Frequenz an Besucher*innen.

Neues und altes Blaserkreuz, 1970–1980

Aus dem Leben des Bergführers Johann Pittracher (1863–1955)

Johann Pittracher am Feiserhof in Gschnitz, ca. 1940

Aus der Bergführerfamilie Pittracher stammt Georg Pittracher („Maurer Jörge", 1832–1893), ein erfolgreicher Bergsteiger und unter dem ersten Dutzend behördlich autorisierter Bergführer in Tirol. Er war 1872 bei der Erstbesteigung des Ostgipfels des Pflerscher Tribulauns dabei und feierte noch kurz vor seinem plötzlichen Tod das 40-jährige Bergführer-Jubiläum sowie seine zweihundertste Besteigung des Habichts.

Oberhalb der Gschnitzer Kirche beim „Badstubner" erblickte am 22. Juni 1863 sein Sohn, Johann Pittracher, das Licht der Welt. Das Bergsteigen lag Georgs Söhnen im Blut und so machte der Hans sowie dessen Brüder Anton und Alois nach dem Vorbild des Vaters die Ausbildung zum Bergführer. Die Berge im Gschnitztal sind schön und gefährlich, daher haben sich früher Bergsteiger (Hochtouristen) von überall her – sie wurden die „Herren" genannt – ortskundige Bergführer zur Besteigung der Gipfel angestellt. In seinem Bergführerbuch steht vermerkt, dass Johann Pittracher seit 1891 zahlreiche „Herren" verschiedenster Nationen führte. Jeder musste sich nämlich nach dem Gipfelsieg ins Bergführerbuch eintragen und nach der festgelegten Rate des jeweiligen Gipfels bezahlen.

Hans Pittracher war zudem 17 Jahre lang Hüttenwirt der Bremer Hütte und Bauer am Feiserhof, den er

Blick vom Gschnitzer Tribulaun nach Westen, 1927–1935

1904 erworben hatte. Er war ein humorvoller Mensch und wegen seiner Späße und Geschichten weitum bekannt. Seine Erlebnisse als Bergführer erzählte Hans gern an langen Winterabenden in der warmen Stube den Kindern, Enkeln, Nachbarn und Freunden.

In der Chronik der Familie Pittracher vom Feiserhof in Gschnitz hat Johanns Schwiegertochter, Theresia einige dieser Geschichten niedergeschrieben, um sie für die Nachfahren festzuhalten:

Vom Tribulaun zur Magdeburger Hütte

Bei der Zusammenkunft der Bergsteiger im Gasthof zum „Kuraten" wurden ihnen die „Hearn" (Herren) vorgestellt, die sie am nächsten Tag zu führen hatten. Damals war das

Gasthaus zugleich Widum und der hochwürdige Herr Pfarrer zugleich Wirt. Ein großer Mann mit militärischem Auftreten ging auf den Hans zu und sagte, er wolle zur Magdeburger Hütte geführt werden. Der kommende Tag war schön und zeitig brachen sie auf. Sie kamen gut voran und nach einer kurzen Ruhepause auf der Tribulaunhütte stiegen sie rüstig zum Pflerscher Pinggl hoch und überquerten die italienische Staatsgrenze. Flott marschierten sie Richtung Magdeburger Hütte. So schnell, dass sie es kaum gewahrten, verschlechterte sich das Wetter und ein fürchterlicher Schneesturm brach los. Scheinbar vollkommen ruhig erklärte der „Hear" dem Hans, er brauche keine Angst zu haben, er habe alles dabei – Kompass, Karte, Lampe und dergleichen. Der Sturm tobte und es wurde fast dunkel. Hans meinte, was nun, da sie die Orientierung verloren hatten? Der „Hear" nahm Karte und Kompass, aber der zeigte durch den Sturm nichts mehr an. Er probierte alles aus, aber er fand aus dem Teufelskreis nicht mehr heraus! Nach einer Weile sagte Hans zum total erschöpften Mann: „Steck ein dein Zeug, in dieser Richtung geht unser Weg!" Sprachlos schaute ihn der Gast an. Hans aber sagte: „Was nützen die besten Geräte in so einem Fall. Der Orientierungssinn ist das wichtigste bei Sturm und Nebel. Ich habe mich nur so gestellt und wollte einmal sehen, was ein Mensch aus der Stadt einem Naturmenschen voraushat!".

Der Habicht – Traum aller Bergsteiger

Eines Abends wurde Hans wieder einmal vom Pfarrer Bergmeister in den Gasthof zum „Kuraten" gerufen. Er traf dort einen ernsten Mann, vornehm und gut gekleidet. Auf den Habicht wollte er geführt werden. Sie vereinbarten einen frühen Aufstieg. Der Morgen war schön und bei Sonnenaufgang standen sie am Einstieg des Habichts. Der schweigsame Mann betrachtete diese Schönheiten des Morgens nicht. Kein Wort war aus ihm heraus zu bekommen. Stetig stiegen sie bergauf und standen nach 3 Stunden auf dem Gipfel. Nicht einmal diese Pracht lockte ein Lächeln auf das Gesicht dieses „Hearn". Sie genossen eine Zeitlang den herrlichen Rundblick. Hans rüstete dann zum

Abstieg, doch der Fremde sagte, er gehe nicht nach unten und wehrte sich, als Hans das Seil um ihn schlang. Mit Gewalt und Vorsicht brachte er ihn heil zur Innsbrucker Hütte. Hans war völlig erschöpft, da er so auf den willenslosen Mann achten musste. Endlich, nach einer Stärkung brach der Mann das Schweigen. Wie ein Wasserfall stürzten die Worte aus ihm, er wollte nicht mehr weiterleben. Er wollte am Habicht in den Tod stürzen! Denn sein bester Freund, der mit ihm durch dick und dünn ging, hatte sich das Leben genommen. Es traf ihn so schwer, dass er beinahe verzweifelte. In einem langen Brief aus Berlin dankte er dem Hans nochmals für die Errettung.

Tour zum Habicht am Sonntag

Ja, das war ein Problem. Am nächsten Tag war Sonntag und er musste einen Engländer zum Habicht führen. Hans

Blick zum Habicht von der Gargglerin (2.470 m), 1900–1927

ging zum Pfarrer und fragte ihn, was er tun solle. Dieser antwortete ihm: „Freilich kannst du auf den Habicht, aber zur Messe um halb neun musst wieder da sein!“ Das wird hart werden, meinte er zu sich selbst. Früh zogen sie los, aber das Wetter war nicht einwandfrei. Kein gutes Gefühl hatte er im Magen. Es zog immer mehr zu und ein fürchterliches Gewitter brach los. Donner und Blitz lösten einander ab. Das Wasser rann ihnen in Strömen entgegen. „Mensch, schleun' dich!“, sagte der Hans, „Wir müssen in einen Unterschlupf. Wirf aber vorher schnell Pickel und Steigeisen weg. Denn der Habicht ist blitzgefährdet und Eisen zieht ihn an!“ Durchnässt pressten sie sich in einen Felsvorsprung und warteten das Gewitter ab. Sie stiegen nicht mehr zum Gipfel auf, sondern stiegen ab. Als der Mann in der Hütte war, raste der Hans wie geladen ins Tal. Der Fremde schüttelte verwundert den Kopf darüber. Am Abend trafen sich die zwei wieder und der „Hear“ fragte, warum er so schnell gelaufen sei. Da sagte der Hans geradeheraus: „Ja weißt, ich hab' dem Pfarrer versprochen, bei der Messe wieder unten zu sein!“ Erstaunt über solch einen Glauben, meinte der Gast: „Hans, du bist ein gerader Mann in allen Lebenslagen und morgen besteigen wir den Habicht. Wir warten nicht bis zum nächsten Sonntag!“

Frauenbergsteigen

Im Gschnitztal gibt es keine Erwähnungen oder historische Aufzeichnungen über Frauen, die bei Erstbesteigungen dabei waren oder sonst für die Leidenschaft des Bergsteigens bekannt waren. Vor dem Ersten Weltkrieg war es vor allem in der ländlichen Bevölkerung nicht üblich und ungern gesehen, dass Frauen auf Berge stiegen. Allerdings gibt es keinen Zweifel daran, dass Tourist*innen schon in den frühen Jahren des Alpinismus in beträchtlicher Zahl weiblichen Geschlechts waren. Ansonsten hätte es etwa in der Magdeburger Hütte bei ihrer Eröffnung 1887 kein eigenes „Damenzimmer“ gegeben und auf der

Innsbrucker Hütte wären nicht von Anfang an, also ab 1884, fast ein Drittel der Lagerplätze Frauen in einem abgetrennten Raum vorbehalten gewesen.
Cenzi Sild, geborene Cenzi von Ficker (1878–1956) zählt zu diesen Frauen. Sie zog als Jugendliche mit ihrer Familie von München nach Innsbruck und bestieg als junge Frau in Begleitung ihres Vaters, des Historikers Julius von Ficker, ihres Bruders Heinrich und später mit ihren Kindern den Habicht und andere Berge der Stubaier Alpen. 1903 war Cenzi von Ficker Teilnehmerin einer legendären Kaukasusexpedition, bei der auch der bis dahin als unersteiglich geltende Uschba-Südgipfel erstbestiegen wurde. Unter dem Spitznamen „Uschba-Mädl" gilt sie als eine der bekanntesten österreichischen Bergsteigerinnen vor dem Ersten Weltkrieg.

Eine Bergsteigerin am Gipfel des Hohen Zahns (2.924 m), 1900–1927

Simmingletscher und Bremer Hütte, um 1930

Das erste, ab der Eröffnung 1897 geführte Hüttenbuch der Bremer Hütte

Die Rolle der alpinen Vereine

Nach der Gründung des Oesterreichischen Alpenvereins 1862 in Wien und des Deutschen Alpenvereins 1869 in München und deren Fusion 1873 zum Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein – DuOeAV – ergriff das Interesse an den Bergen und dem Bergsteigen bald auch alpenferne Städte im Norden Deutschlands und es wurden Sektionen, wie z. B. jene in Bremen 1886, gegründet. Gründungsmitglieder waren hauptsächlich Akademiker, die sowohl das nötige Geld als auch die Zeit für Reisen in die Berge hatten. Diese Sektionen bekamen meist vom Hauptverband die Aufgabe, ein Arbeitsgebiet in den Ostalpen mit Hütten und Wegen für Bergsteiger*innen zugänglich zu machen.

Im Gschnitztal in den Stubaier Alpen waren in den frühen Jahren erstaunlich viele verschiedene alpine Vereine tätig: die Sektion Bremen des DuOeAV (Bremer Hütte), die Sektion Innsbruck-Wilten des Österreichischen Touristenclubs (Innsbrucker Hütte) sowie die Naturfreunde Wien (Padasterjochhaus) und deren Ortsgruppe Innsbruck (Tribulaunhütte). Sie leisteten damit auch im Gschnitztal Pionierarbeit, indem sie Fremde ins Tal brachten, lokale Bergführer in Anspruch nahmen und Infrastruktur wie Hütten und Wege schufen. In Gschnitz unterstützte der ansässige Kurat Aigner, der die Vorteile eines aufkeimenden Alpintourismus erkannt hatte, die Sektion Bremen.

Alpine Vereine und Faschismen

DuOeAV und ÖTK waren nach dem Ersten Weltkrieg frühe Brutstätten von Deutschnationalismus und Antisemitismus. Die Radikalisierung gegenüber den jüdischen Mitgliedern in den alpinen Vereinen Österreichs (mit Ausnahme der Naturfreunde) geschah im Vergleich zu Deutschland vielfach früher und heftiger. Beim ÖTK stimmte man bereits 1921 mit großer Mehrheit für die Einführung des „Arierpara-

graphen“ in den Vereinsstatuten. Im selben Jahr wurde Eduard Pichl Vorsitzender der großen Sektion Austria des DuOeAV in Wien und zur treibenden Kraft des Ausschlusses von Jüdinnen und Juden aus dem Alpenverein, der 1924 als vollzogen zu betrachten ist.
1934 verbot das austrofaschistische Dollfuß-Regime die Naturfreunde. Das gesamte Vermögen des sozialdemokratisch orientierten Vereins – und damit auch das Padasterjochhaus und die Tribulaunhütte – übertrug die Regierung in Wien dem neu gegründeten Touristenverein „Bergfreunde“. Die systemkonformen Bergfreunde gehörten der „Vaterländischen Front“ an. Die Hoffnung der Regierung, dass die überwiegend der Sozialdemokratie und der Arbeiterklasse

Aufbahrung von Heinrich Metz, dem Pächter der Innsbrucker Hütte, nach einem tödlichen Lawinenunglück am 22. April 1938 unterhalb des Pinnisjochs. Nur fünf Wochen nach der Annexion Österreichs waren NS-Symbole bereits allgegenwärtig.

angehörenden Mitglieder der Naturfreunde in großer Zahl sich dem neuen Verein anschließen würden, erfüllte sich nicht. Schätzungen gehen davon aus, dass nur rund zehn Prozent der Naturfreundemitglieder den Bergfreunden beitraten. Nicht zuletzt wegen der kleinen Zahl an Mitgliedern gerieten die Bergfreunde rasch in finanzielle Nöte, nur staatliche Stützungen verhinderten einen Konkurs.
1931 schloss sich der Österreichische Touristenklub dem DuOeAV als „Sektion Österreichischer Touristenklub im Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein“ an und hieß ab 1938 „Zweig Turistenklub im Deutschen Alpenverein“.
Nach der Annexion Österreichs verwandelte sich der DuOeAV in den „Deutsche Alpenverein – DAV“ und wurde in der Folge als „Fachverband Bergsteigen“ Teil des „Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen“.
Zeitgleich kam das vormalige Eigentum der Naturfreunde (Padasterjochhaus und Tribulaunhütte) unter die Verwaltung des „Reichsverbandes der Deutschen Jugendherbergen“ und wurde primär für die Zwecke der Hitlerjugend genutzt. Das Bergsteigen als „Mittel zur Leibesstärkung der Nation“ wurde zum politischen Programm, die Jugendarbeit militarisiert und der Nachwuchs für den anstehenden Gebirgskrieg ausgebildet.

Schwieriger Neubeginn

1945, nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, wurde der DAV von den Alliierten als nationalsozialistische Organisation in Deutschland verboten. Aufgrund der Verstrickungen mit dem NS-System drohte dem Alpenverein auch im wiedererstandenen Österreich die Auflösung. Während das beeinspruchte Verfahren noch lief, konnte in Tirol der Alpenverein mit Genehmigung der französischen Besatzungsmacht und der Landesregierung tätig sein und seine Aktivitäten als Oesterrei-

Tribulaunhütte gegen Kalkwand und Kirchdachspitze, 1962

chischer Alpenverein (OeAV) rasch auf das ganze Bundesgebiet ausdehnen.
Ende 1945 gründete sich auch der Österreichische Touristenklub (ÖTK) in Wien als nunmehr wieder selbständige Organisation neu. Die Sektion Innsbruck-Wilten des ÖTK entschloss sich, als „Touristenklub Innsbruck“ eine Sektion des OeAV zu werden.
Während die früheren Naturfreundehütten umgehend ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben wurden, war die Situation bei den Schutzhütten der deutschen AV-Sektionen auf österreichischem Boden komplizierter. Als „Deutsches Eigentum“ galten sie seitens der Alliierten als beschlagnahmt, darunter im Gschnitztal auch die Bremer Hütte. Die treuhändige Verwaltung dieser Hütten übernahm Martin Busch, ein Mitarbeiter der Tiroler Landesregierung und zugleich leitender Funktionär des OeAV. Erst nach der Neugründung des DAV 1952 kamen diese Hütten nach und nach wieder in den Besitz ihrer ursprünglichen Eigentümer, also der jeweiligen AV-Sektion bzw. deren Nachfolgesektion.

Sektion Steinach und Arbeitsgebiete

Die Gründung der Sektion Wipptal des DuOeAV mit Sitz in Steinach erfolgte bereits 1884. Nach der Vereinsgründung in der Generalversammlung am 3. April, genehmigte am 20. August 1884 die Statthalterei in Innsbruck die Statuten.
1953 erfolgte die Umbenennung der Sektion Wipptal in „Sektion Steinach des OeAV". Diese betreut heute noch Gebiete im vorderen Gschnitztal, z. B. den Weg von Steinach zum Blaser oder den Weg von der Bergeralm über die Gerichtsherrnalm zur Trunahütte im Süden.
Auch die ortsfremden Sektionen tragen heute noch Verantwortung für ihnen zugewiesene Arbeitsgebiete, etwa für die Hüttenzustiege und die Wege rund um die Hütten. Die Wege werden aber in manchen Fällen nicht mehr durch die Mitglieder, sondern durch die Hüttenwirtsleute mit viel Arbeitseinsatz gewartet.

Der Alfairsee oberhalb der Innsbrucker Hütte mit Blick nach Osten zur Ilmspitze, um 1940

Die Innsbrucker Hütte nach der ersten Erweiterung, um 1900

Die Schutzhütten im Gschnitztal

Im Gschnitztal gibt es neben den vier Schutzhütten der alpinen Vereine, Tribulaunhütte (2.064 m), Bremer Hütte (2.413 m), Innsbrucker Hütte (2.369 m) in Gschnitz und Padasterjochhaus (2.232 m) in Trins, auch noch zwei Berghütten, die in Familienbesitz sind: die Blaserhütte (2.176 m) und die Trunahütte (1.750 m) im vorderen Gschnitztal auf den Bergen nördlich und südlich von Trins.
Dazu kommen jenseits der Staatsgrenze zu Italien die Magdeburger Hütte und die Pflerscher Tribulaunhütte.

Die Gschnitzer Tribulaunhütte

Die Gschnitzer Tribulaunhütte (früher auch Tribulaunhaus) entstand in Folge der neuen Grenzziehung zwischen Österreich und Italien nach dem Ersten Weltkrieg. Die ursprüngliche Tribulaunhütte der DuOeAV-Sektion Magdeburg unterhalb des Sandesjochs auf Pflerscher Seite war 1919 vom italienischen Staat ersatzlos enteignet worden und konnte überdies jahrelang nicht mehr als Schutzhütte genutzt werden, weil sie militärischen Zwecken diente.
1919 fanden der damalige Obmann der Ortsgruppe Innsbruck der Naturfreunde Josef Asam und Paul Karberger unterhalb des Gschnitzer Tribulauns im Sandestal in Gschnitz einen idealen Standort und erhielten noch im selben Jahr von der Forst- und Domänendirektion einen Pachtvertrag für das Grundstück. Die im Sommer 1921 errichtete kleine, provisorische Hütte mit zwölf Schlafplätzen ergänzte ab dem Frühsommer 1922 die eigentliche Hütte nebenan. Die Bauteile kamen von Innsbruck mit der Bahn und Schlitten nach Gschnitz, danach musste das Material rund 800 Höhenmeter hinaufgetragen werden. Mit viel Mühe und Fleiß der Mitglieder sowie dem unermüdlichen Einsatz von Asam konnte die Hütte mit 16 Betten und zwölf Matratzenlagerplätzen bis zur Eröffnung am 13. August 1922 fertig gestellt werden. Ihm zu Ehren gab es

Die zweite Tribulaunhütte mit dem Goldkappl im Hintergrund, um 1960

Die zweite Tribulaunhütte, fotografiert bei einer Skitour, um 1970

in der Hütte eine Ecke mit dem Namen „Asamwinkel“ und Asam wurde auch als erster Hüttenwart von der Ortsgruppe bestellt. Anfangs war die Tribulaunhütte nur beaufsichtigt aber nicht bewirtschaftet.
Am 10. Juli 1927 eröffnete der erste große Anbau der Tribulaunhütte mit zusätzlich 22 Betten und 28 Plätzen im Matratzenlager. Das faschistische Dollfuß-Regime enteignete die Hütte 1934 und übergab sie an den Touristenverein „Bergfreunde“.
Am 28. Februar 1935 erfasste die Tribulaunhütte eine vom Tribulaun ausgehende große Staublawine und sie wurde – wie es der Allgemeine Tiroler Anzeiger formulierte – „in’s Tal gefegt“. Schon ein Jahr später errichteten die Bergfreunde die zweite Tribulaunhütte mit 24 Betten und 64 Plätzen im Matratzenlager am selben Standort und schafften es sogar die Hütte bis zur Eröffnung am 30. August betriebsfertig zu machen. Ein Lawinenbrecher oberhalb sollte die Hütte künftig vor Lawinenabgängen bewahren.
Nach dem Anschluss Österreichs an Nazideutschland 1938 übernahm der „Reichsverband für Deutsche Jugendherbergen“ die Tribulaunhütte. Bald darauf erfolgte die Übergabe an den Zweig Bamberg des DAV, der Verbesserungen an der Hütte vornahm und Grund im

Umkreis der Hütte kaufte. Für die Übernahme der Hütte zahlten die Bamberger 28.000 Reichsmark. 1946 erfolgte die Übergabe der Tribulaunhütte an die wiedergegründete Ortsgruppe Innsbruck der Naturfreunde rasch, aber ohne rechtliche Fundierung. Die feierliche Eröffnung fand am Pfingstwochenende 1946 statt, bei der mehr als 200 Übernachtungen gezählt wurden. Mit der neu gegründeten DAV Sektion Bamberg kam es zu einem lange dauernden Rechtsstreit, im Zuge dessen auch von einer Abtretung des Padasterjochhauses an die Bamberger die Rede war. Schließlich entschädigten die Naturfreunde die DAV-Sektion Bamberg 1958 mit 12.000 DM.

Im März 1975 kam es erneut zu einem Lawinenabgang, der die Hütte fast komplett zerstörte. Im Sommer darauf erfolgte ein notdürftiger Wiederaufbau. Erst 1979 konnte die heutige Tribulaunhütte fertiggestellt werden. Diesmal um einiges kleiner mit nur 24 Betten und 36 Plätzen im Matratzenlager. In den 1990er-Jahren kauften die Naturfreunde 854 m² Grund rund um die Hütte von den Bundesforsten und sanierten die Hütte. Die letzte komplette Renovierung der Tribulaunhütte geschah 2014 durch die heutige Pächterin Verena Salchner, wobei unter anderem die Fassade isoliert und eine Gasheizung installiert wurde.

Die heutige dritte, deutlich kleiner gebaute Tribulaunhütte

Die Bremer Hütte

Die Sektion Bremen des DuOeAV gründete sich im Oktober 1886 durch eine Männerrunde aus Rechtsanwälten, Ärzten, Philologen und anderen wichtigen Persönlichkeiten der Stadt Bremen mit dem Ziel, sich für den Ausbau des Wegenetzes, des Bergführerwesens und der Unterkünfte in den Alpen einzusetzen. Die Begeisterung und Liebe zu den Bergen in Österreich wollte dieser elitäre Kreis an die Bremer Bevölkerung weitergeben und den Zugang mit einer eigenen „Bremer Hütte" vereinfachen. Der 1. Vorsitzende Hermann Hildebrandt betraute Dr. Max Schaeffer – ebenfalls ein Mitbegründer der Sektion – mit der Aufgabe, einen geeigneten Standort in den Alpen zu finden.

Die Bremer Hütte um 1930 mit dem Habichtkamm im Hintergrund

Er entschied sich, in den ihm bekannten Stubaier Alpen danach zu suchen. Schaeffer fand einen geeigneten Platz auf einem Felsplateau in 2.400 m Höhe am Simmingjoch, den er 1895 mit einer Kommission aus Bremen, dem Zimmermeister Kalderer und dem Kuraten Aigner aus Gschnitz begutachtete. Laut Protokoll wurde bei der Vereinssitzung 1896 *„mit großer Mehrheit für den Bau einer Hütte im Gschnitztal"* gestimmt und die Finanzierung durch die Großzügigkeit der Mitglieder schnell gesichert. Die feierliche Eröffnung der Bremer Hütte fand bereits am 10. August 1897 statt, es nahmen ca. 80 Personen aus Bremen und weiteren Orten Deutschlands und Österreichs daran teil. Nur Schaeffer war verhindert und konnte erst eine Woche nach der Eröffnung ins Gschnitztal reisen. Dort machten er und seine Bremer Freunde in Begleitung des Gschnitzer Bergführers Johann Pittracher (sie-

he Seiten 54 bis 58) trotz des schlechten Wetters einige Wanderungen rund um die Hütte.

Die Bremer Hütte wurde im Sommer bewirtschaftet und verfügte zu diesem Zeitpunkt über zehn Betten und zehn Plätze im Matratzenlager, der Dachboden konnte bei Überfüllung des Hauses als Massenlager

Musizieren auf der Bank vor der Bremer Hütte mit dem Simmingferner im Hintergrund, 1960er-Jahre

Die Bremer Hütte mit dem Zubau auf der Westseite

für Träger und Bergführer genutzt werden. Gleich nach dem Hüttenbau strebten die Mitglieder der Sektion Bremen den Ausbau des Wegenetzes zu den umliegenden Hütten an. Bereits im Jahr der Hütteneröffnung entstand eine Verbindung zur Nürnberger Hütte über das Simmingjöchl. Die Verbindung zur Innsbrucker Hütte gestaltete sich aufgrund der unterschiedlichen Vorstellungen der Sektionen und vor allem wegen der ablehnenden Haltung einiger Grundbesitzer schwieriger. Dem Kuraten Aigner war es zu verdanken, dass die meisten Grundbesitzer schließlich zustimmten. In einem Brief an Hildebrandt beschrieb Aigner die ablehnende Haltung eines Steinacher Bauern gegenüber dem Vorhaben: „Schaden habe ich keinen, aber zu Fleiße (d.h. aus Trotz) thue ich es nicht." Eine weitere Briefstelle beschreibt, was sich ereignete, als man ohne die Zustimmung der Steinacher Bauern den Weg baute und 1898 fertig stellte. *„Es wurden nun wirklich – zum Gaudium der meisten Gschnitzer – von Steinach Tafeln mit der Aufschrift „Strengstens verbotener Durchgang" geholt und aufgestellt. Diese Tafeln wurden aber nicht geduldet, sondern zerbrochen und entfernt von ? Wieder zum Gaudium der meisten Gschnitzer. Es wird sich schon ein vernünftiges Abkommen zwischen sämtlichen Bauern und der Sektion erzielen lassen."*

Max Schaeffer kam im August 1900 auf tragische Weise am Olperer ums Leben, als er gemeinsam mit seinem Bergführer in eine Felsspalte stürzte aus der er sich nicht mehr retten konnte. Dies ist nachzulesen in der Alpingeschichte des Bergsteigerdorfes St. Jodok, Schmirn- und Valsertal (Seite 42).

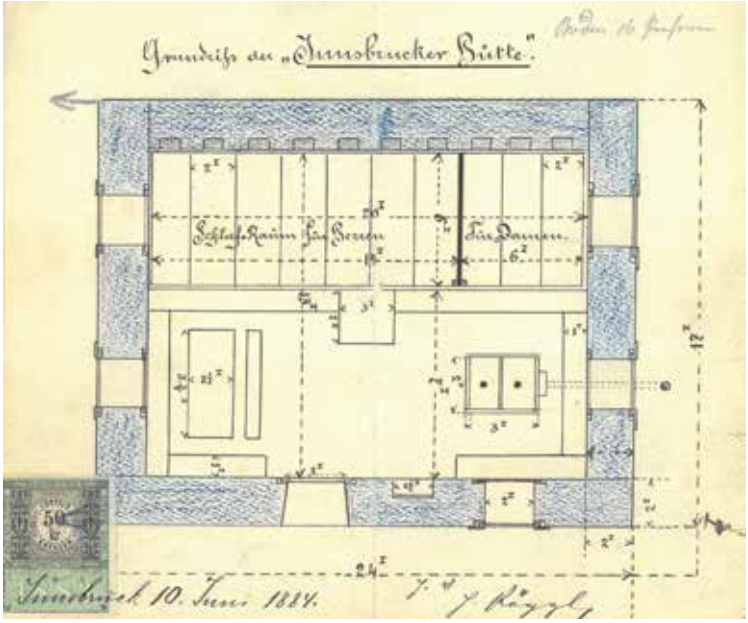
Die Bremer Hütte blieb bis auf den kleinen Anbau eines Winterraums in ihrer Gestalt beinahe 100 Jahre unverändert. Erst 2004 wurde die Hütte saniert und merklich erweitert und 2013 folgte noch eine Erweiterung für die Lebensmittellagerung und Abwasseraufbereitung. Aktuell verfügt die Hütte über 73 Schlafplätze (23 Betten, 50 Matratzenlager) sowie zehn weitere Matratzenlager im Winterraum. Die elektrische Energie liefert ein kleines Wasserkraftwerk. Eine Materialseilbahn mit Ba-

sis hinter der Laponesalm dient der Versorgung. Anni und Georg Seger aus Steinach waren zehn Jahre lang Pächter der Bremer Hütte, 2020 löste sie die Familie Höllrigl aus dem Pitztal ab. Wie die Innsbrucker Hütte ist auch die Bremer Hütte eine wichtige Basis für Hüttenwanderer entlang des Stubaier Höhenwegs und der Gschnitztaler Hüttentour geworden.

Die Innsbrucker Hütte

Die Sektion Innsbruck-Wilten des Österreichischen Touristenclubs erwarb noch in ihrem Gründungsjahr 1884 von der Gemeinde Gschnitz einen 800 m² großen Grund auf der Alfairalpe am Simmingjoch unter-

Zeichnung der ersten Innsbrucker Hütte von 1884



Offizieller Bauplan der ersten Innsbrucker Hütte von 1884. Bereits zu dieser Zeit richtete die Sektion ein eigenes Schlaflager für Frauen mit sechs Schlafplätzen ein.

halb des Habichts. Die erste Hütte aus Steinmauern mit 20 Übernachtungsplätzen – davon laut Bauplan 14 Schlafplätze für Männer und sechs Plätze für Frauen in einem eigenen Lager – eröffnete am 8. September 1884 und war schon nach kurzer Zeit zu klein für den bis heute anhaltenden Ansturm an Habichtgeher*innen. Bereits 1894 war die erste Erweiterung notwendig. Vorerst gab es keinen Zustieg vom Gschnitztal hinauf, man erreichte die Hütte von Innsbruck

Die Innsbrucker Hütte am Fuße des Habichts im aktuellen Erscheinungsbild

über Neustift in acht Gehstunden und den Gipfel des Habichts in weiteren drei Stunden. Zur Besteigung des Habichts war es üblich einen Bergführer zu nehmen, obwohl bereits Sicherungen vorhanden waren.

Während des Ersten Weltkriegs gab es Einbrüche und schwere Verwüstungen, es herrschte bittere Not im ganzen Tal. Erst in den 1920er-Jahren erholten sich die Besucherzahlen und stiegen bis Mitte der 1930er-Jahre auf über 3.000 Personen pro Sommer an. Eine notwendige Totalsanierung und der Neubau gaben der Hütte in groben Zügen das heutige Aussehen: ein gemauertes Erdgeschoß – teilweise unterkellert – sowie eine Holzkonstruktion des ersten Stockes und Fassaden mit Holzschindeln

gegen Wind und Wetter. Erst nach schwierigen Verhandlungen mit den Gschnitzer Grundbesitzern konnte endlich ein Zustieg im Süden aus dem Gschnitztal umgesetzt werden. Die Gschnitzer verlangten selbstbewusst in den Verträgen die bevorzugte Anstellung von Einheimischen beim Hüttenbau.

Ein militärischer Einsatz mit 43 Soldaten der Alliierten auf der erfolglosen Suche nach SS-Soldaten beschädigte 1945 die Innsbrucker Hütte schwer. Den entstandenen Schaden ersetzten die Amerikaner in den 50er-Jahren.

Ab dieser Zeit versorgte das erste Dieselaggregat die Hütte mit Strom, ein kleines Wasserkraftwerk folgte. Der Ausbau des Dachbodens reichte aufgrund der wachsenden Zahl an Besucher*innen schon bald nicht mehr aus und parallel zum letzten Ausbau der Hütte erfolgte die Errichtung der Materialseilbahn von Gschnitz herauf, die bis heute fast jedes Jahr repariert werden muss. Die Neueröffnung nach Umbau fand im Herbst 1984 statt, die Baukosten von neun Millionen Schilling überstiegen bei weitem das Budget des Vereins.

1986 entstand der Klettersteig zur Ilmspitze. In den darauffolgenden Jahren folgen ständige kleinere Bautätigkeiten, wie z. B. die Stützmauer im Süden, die Winterräume bei der Seilbahnstation, eine Abwasserleitung direkt ins Gschnitztal mit Anschluss an das öffentliche Kanalnetz.

Bei der Sanierung bzw. Neutrassierung des Hüttenzustiegs aus Gschnitz half eine großzügige Spende über 310.000 Schilling durch die Sektion Britannia des OeAV (gegründet 1948 und heute eine von zwei Auslandssektionen des ÖAV mit rund 12.000 Mitgliedern in Großbritannien). Es reichte sogar noch für den Einbau einer „Engländerstube“ in der Hütte. Seit 1994 bewirtschaften Marlene und Franz Egger die Innsbrucker Hütte. Sie ist nicht nur Basisstation für die zahlreichen Besteiger*innen des Habichts sondern auch Etappenziel für Wanderer auf dem Stubaier Höhenweg und der Gschnitztaler Hüttentour.

Das Padasterjochhaus gegen Olperer und Tuxer Alpen, um 1930

Das Padasterjochhaus

Das Padasterjochhaus – früher Naturfreundehaus genannt – ist die älteste Hütte der Naturfreunde Österreich überhaupt. Von der Idee bis zum Bau der Hütte vergingen einige Jahre, dem Verein fehlten unter anderem die finanziellen Mittel. Schon 1904 spielte die Ortsgruppe Innsbruck mit dem Gedanken einer Hütte am nahen Serleskamm. Am 17. April 1905 beschlossen die Naturfreunde Wien dann endlich, am Padasterjoch mitten im Serleskamm oberhalb von Trins nach den Plänen des Innsbrucker Mitgliedes Julius Depaoli, ein eigenes Haus zu bauen. In der Mitgliederzeitschrift „Der Naturfreund" war in der Ausgabe vom Mai 1905 von den Vorzügen des Standorts zu lesen: *„Die Hütte liegt zentral, alle Gipfel in der Nähe sind gleichermaßen gut erreichbar, das Gebiet ist kein weltvergessener Win-*

kel, sondern befindet sich in der Nähe der Touristen-Metropole Innsbruck, es gibt eine Quelle beim Hüttenplatz und es ist landschaftlich eine außergewöhnlich schöne Lage mitten im Bergkessel". Der Serleskamm war bis auf zwei markierte Wege auf Serles und Blaser durch den ÖTK Innsbruck und den DuOeAV noch von keinem alpinen Verein erschlossen worden. Die einfache Anreise von Innsbruck über die neu gebaute Stubaitalbahn im Norden und die Brennerbahn nach Steinach im Süden versprachen außerdem eine gute Hüttenfrequenz.

Die Naturfreunde-Ortsgruppe Innsbruck unter der Leitung von Obmann Fritz Hamburger und dem unermüdlichen Depaoli übernahmen die gesamte Bauabwicklung. In der ersten Bauphase 1905 wurde daher zuerst in fünf langen Arbeitstagen der auch für Maultiere taugliche Touristensteig durch Mitglieder von Trins zum Hüttenplatz angelegt. Ein Jahr später konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden und 1907 die Hütte schließlich fertig gestellt werden. Besonders war der Innenausbau. Die Holzvertäfelung des gesamten Hauses und der Zimmer ist bis heute im Originalzustand erhalten. Noch heute kann man in den von den Orts- bzw. Landesgruppen München, Mähren, Schweiz, Steiermark, Tirol, Rohrau und Niederösterreich finanzierten und namensgebenden Zimmern schlafen.

Die mit Holz getäfelten Zimmer und Lager im ersten Stock der Hütte, um 1900 und 2018

Erinnerungsfoto vom Tag der Eröffnung des ersten Naturfreundehauses am 12. August 1907

Am 12. August 1907 fand die große Eröffnungsfeier mit über 1.000 Naturfreunden aus ganz Österreich statt. Für diesen Anlass organisierte Sonderzüge aus Wien und Graz nach Innsbruck ermöglichten die Anreise von 800 Mitgliedern. Die Eröffnungsreden hielten der damalige Zentralobmann Alois Rohrauer und das Gründungsmitglied Karl Renner, der spätere Staatskanzler und Bundespräsident. Das neue Haus sollte ein Ort der Zuflucht, Erholung und Ruhe für alle Bergsteiger*innen und Naturfreunde werden.

Nach der Saison 1908 konnten bereits tausend Besucher*innen am Padasterjoch gezählt werden. Damals gab es schon Bemühungen, einen direkten Verbindungsweg zur Innsbrucker Hütte zu errichten. Dies ist bis heute trotz mehreren Vorschlägen und Begehungen nicht gelungen. Während des Ersten Weltkriegs kamen nur wenig Besucher*innen auf die Hütte, besser war die Situation ab 1920 durch deutsche Gäste. 1934 wurde die Hütte enteignet und dem Verein „Bergfreunde“ übertragen und 1938 nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich als Jugendschutzhütte der Hitlerjugend und des Bunds Deutscher Mädel genutzt.

Das Padasterjochhaus überstand

die Kriegsjahre ohne jeglichen Schaden. Nach Rückgabe der Hütte an die Naturfreunde wurde sie wieder verpachtet, in den 1950ern saniert und mit einer Holzveranda ausgestattet. 1962 übernahm die Familie Pranger das Padasterjochhaus, das heute noch von Paul und Agi Pranger seit 1977 in zweiter Familiengeneration geführt wird. In dieser Zeit gab es einige Errungenschaften durch den Einsatz der Familie, wie den Zubringerweg bis zur Hütte, den Bau der großzügigen Sonnenterrasse oder die Installation einer Photovoltaikanlage für Strom und einer Solaranlage für Warmwasser.

Blaser- und Trunahütte

Direkt am Gipfel des Blasers baute die Familie Nocker aus Trins die erste „Hütte" und nutzte sie als Schaf- oder Ziegenstall. Ein Sturm riss die kleine Hütte weg und sie wurde etwas weiter unten, an ihrem heutigen Standort, neu errichtet. Neben dem Stall baute Anton Nocker 1928 die größere, heute als „Alte Blaserhütte" bezeichnete Unterkunft, die dann auch schon die Familie Nocker bewirtschaftete. Anfangs gab es nur einen Wanderweg zum Blaser und die Vorräte brachte ein Pferd herauf. Ab 1960 nutzte die Familie ein Kettenkrad (vorne wie ein Motorrad, hinten wie ein Kettenfahrzeug, wie es

Die erste bewirtschaftete Blaserhütte, 1953

im Zweiten Weltkrieg als geländegängiges Zugmittel genutzt worden war) für Transportfahrten ehe 1972 schließlich der Fahrweg gebaut wurde. Wie schon beschrieben, gab es am Blaser eine sehr gute Besucherfrequenz und Antons Sohn Gottfried Nocker (geb. 1934) entschied sich 1976 die neue Blaserhütte an ihrem heutigen Standort,

Ab 1960 lieferte die Familie Nocker die Lebensmittel und Getränke nicht mehr mit Mulis, sondern mit dem Kettenkrad zur Hütte.

Die erste Trunahütte der Familie Schlögl, um 1970

etwas oberhalb der alten Hütte, zu errichten. Bis heute ist die Blaserhütte durch die schönen Wander- und Mountainbikewege ein sehr beliebtes Ausflugsziel und wird gegenwärtig von Gottfrieds Sohn Georg Nocker bewirtschaftet.

Die ursprüngliche Trunahütte, ohne Übernachtungsmöglichkeit, erbaute Siegfried Schlögl aus Trins 1968. Sie stand etwas oberhalb der Trunaalm, gegenüber der Jägerhütte. Nur drei Jahre später beschädigte eine Lawine die Hütte. 1972 entstand ein Neubau mit vier Zimmern und einem Matratzenlager (14 Betten gesamt). 1975 zerstörte eine Lawine die Hütte komplett, nur Einzelteile blieben übrig. Danach wurde sie 1976 in der aktuellen Form am heutigen Standort neu eröffnet und seit 2019 wird sie nach einer kurzen Pause wieder von Siegfrieds Tochter Ingrid Schlögl bewirtschaftet. Die Trunahütte ist ebenfalls ein beliebtes Ziel bei Wanderern und Mountainbiker*innen.

Magdeburger Hütte und Pflerscher Tribulaunhütte

Aufgrund der geografischen Lage und der historischen Verbindung zum Gschnitztal, sollen auch diese zwei Schutzhütten Erwähnung finden: Die Sektion Magdeburg des DuOeAV wählte die Stubaier Alpen als Arbeitsgebiet aus und erbaute sowohl die Magdeburger Hütte (2.423 m, eröffnet am 17. August 1887) am Rochollsee als auch die Tribulaunhütte (2.368 m, eröffnet am 5. August 1892) beim Sandessee am Fuße des Pflerscher Tribulauns. Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts gab es Verbindungssteige über die Schneetalscharte zur Bremer Hütte und über das Sandesjöchl nach Gschnitz. Nach dem Ersten Weltkrieg ging Südtirol an Italien und so entstand 1920 eine neue Staatsgrenze am Brennerkamm zwischen dem hinteren Gschnitz- und Pflerschtal. Die Staatsgrenze verläuft direkt über die höchsten Gipfel, wie Pflerscher und Gschnitzer Tribulaun, Gold-

Die Pflerscher Tribulaunhütte am Sandessee unterhalb des Sandesjöchl

kappl und Pflerscher Pinggl.
Die beiden entschädigungslos enteigneten Hütten übernahm der Club Alpino Italiano (CAI). Während die Tribulaunhütte auf Südtiroler Seite noch vom Militär besetzt war und damit als Schutzhütte verloren ging, wurde auf Nordtiroler Seite bereits 1921 die Gschnitzer Tribulaunhütte von den Naturfreunden gebaut. 1949 übernahm die Magdeburger Hütte und die Tribulaunhütte die neu gegründete Sektion Sterzing des CAI. Beide Hütten wurden saniert und ausgebaut, die Pflerscher Tribulaunhütte (Rifugio Cesare Calciati) bereits vor der Besetzung durch das Militär infolge der Attentate in Südtirol (1964–72) und die Magdeburger Hütte (Rifugio Cremona alla Stua) danach. Heute sind beide Hütten wichtige Stützpunkte in den Stubaier Alpen und für Weitwanderer, die am Tiroler Höhenweg unterwegs sind.

1982 konnte die Bergrettung am Simmingferner noch das Abseilen in eine Gletscherspalte üben – inzwischen ist von diesem Ferner nicht mehr viel übrig.

Bergrettung Steinach/Gschnitztal

Der Alpenverein schuf 1902 die Einrichtung „Alpines Rettungswesen" in den Ostalpen mit dem Zweck, *„alle entsprechenden Vorkehrungen zur Rettung und zur Bergung von verunglückten oder sonst in Bergnot geratenen Bergsteigern zu treffen"*. Im Büchlein „Alpines Rettungswesen" des DuOeAV von 1926 war die Ortsstelle Steinach mit den Meldestellen in Trins und Gschnitz sowie jenen auf den vier Schutzhütten (Gschnitzer Tribulaunhütte, Bremer Hütte, Innsbrucker Hütte und Padasterjochhaus) bereits gelistet. Damaliger Ortsstellenleiter war Dr. Felix Holzmann, zugleich Gemeindearzt von Steinach. Einsatzberichte aus dieser Zeit konnten in der Gemeinde- und Gendarmerie-Chronik keine gefunden werden. Nur die Bergung eines jungen Steinachers, der 1941 beim Edelweißpflücken im Padastertal tödlich abstürzte, ist in Wort und Bild dokumentiert.

Nachdem bereits in den späten 1940er-Jahren durch Alois Frank eine kleine Gruppe mit dem nötigen Idealismus sich für die Bergrettung engagiert hatte, gründete Frank 1950 offiziell erneut die Bergrettung-Ortsstelle Steinach am Brenner und wurde zu deren Leiter gewählt. Aus der Verständigungsliste der Gendarmerie geht hervor, dass es sich bei der Gründung um

Die Bergretter des Gschnitztals, 1950–1960

Das Bergrettungsteam Steinach-Gschnitztal bei einer Skitour, 1991

insgesamt neun Bergrettungsmänner handelte: Alois Frank, Ludwig Graf, Georg Holzmann, Josef Kreidl jun., Ernst Leitner, R. Novak, Johann Pirchner, Dr. Hans Holzmeister und Karl Schneider. Nach dem Tod von Alois Frank wurde am 16. September Karl Hörtnagl zum neuen Ortsstellenleiter gewählt. Schon bald vergrößerte sich die Truppe auf 14 Bergrettungsmänner.

Vor allem im Gschnitztal und rund um den Olperer kam es in den 1950er-Jahren vermehrt zu schwierigen Bergungs- und Rettungseinsätzen – viele Verunglückte davon waren ausländische Bergsteiger. Durch die Errichtung des Sessellifteses auf der Bergeralm in Steinach kam außerdem die Aufgabe der Pistenrettung hinzu, die man sich mit der Bergwacht teilte. 1958 ereignete sich ein tragischer Alpinunfall, der die Ortsstelle schwer traf: Einer ihrer Anwärter, Toni Reitmair, stürzte von der Nordwand des Goldkappls ab und verletzte sich dabei schwer. Er starb in den Händen seines unverletzten Begleiters Josef Spörr, der kurz zuvor der Bergrettung beigetreten war.

1969 wurden die ersten drei Funk-

geräte angeschafft und im gleichen Jahr bekam die Bergrettung einen eigenen Raum im neuen Rettungsheim in Steinach. In den Folgejahren gab es einige Wechsel in der Führung. Es standen Investitionen im Ausrüstungssektor an, wo man auf die Zuwendungen von Gemeinden und Verkehrsvereinen angewiesen war. Ab 1984 wurde die Pistenrettung neu organisiert und Bergrettungshelfer aufgenommen, deren Einsatztage die Bergbahnen bezahlten. Die Bergrettung Steinach konnte einen ständigen Mitgliederzuwachs verzeichnen, auch zwei Lawinenhunde gehörten bald zum Team.

Mit den anderen Hilfsorganisationen wie Flugrettung, Rettung, Feuerwehr oder Polizei gab und gibt es eine sehr gute Zusammenarbeit. Heute kommt es im Sommer vor allem im Gebiet zwischen Bremer und Innsbrucker Hütte öfter zu Such- und Bergungseinsätzen.

Bergung einer verletzten Bergsteigerin im Gschnitztal, 1950er-Jahre

Am Nösslachjoch mit Blick auf Trins und den Serleskamm im Norden

Alpinismus und Bergwandern heute

Im Gegensatz zu früher findet man im Gschnitztal heute weniger Alpinist*innen, die z. B. das Goldkappl erklettern oder den Pflerscher Tribulaun erklimmen.
Dafür ist das Tal heute bei all jenen sehr beliebt, die gut erschlossene Berge wie den Habicht oder eine gemütliche Wanderung zu den Schutzhütten bevorzugen. In den letzten Jahren stieg das Interesse der Gäste vor allem für Weitwanderwege von Hütte zu Hütte. Besonders wichtig für die Auslastung der Bremer und der Innsbrucker Hütte war und ist immer noch der „Stubaier Höhenweg", einem Höhenweg mit acht bis neun Etappen der Kategorie „schwer" (schwarze Bergwege).

Gschnitztaler Hüttentour

In den letzten Jahren stieg auch das Interesse an der „Gschnitztaler Hüttentour", wobei die Runde erst seit einigen Jahren vom Tourismusverband Wipptal stärker beworben wird. Die Tour führt in sieben Etappen in einer Schleife rund um das Bergsteigerdorf Gschnitztal, man kann auf den sechs Schutzhütten übernachten. Die hochalpinen Verbindungswege zwischen den Schutzhütten um Gschnitz entstanden bereits Anfang des 19. Jahrhunderts. Schon damals war es für die Schutzhütten und deren Sektionen wichtig, die Frequenz von Übernachtungsgästen zu erhöhen. Einzig der schon früh angedachte, direkte Verbindungsweg zwischen Innsbrucker Hütte und Padasterjochhaus konnte aufgrund des schwierigen Geländes nie realisiert werden. Bei der aktuellen Route

Unterwegs zum Padasterjochhaus auf der Gschnitztaler Hüttentour

Skizze der gesamten Gschnitztaler Hüttentour mit sieben Etappen

muss von der Innsbrucker Hütte ins Pinnistal abgestiegen, dann wieder rund 1.000 Höhenmeter zur Hammerscharte aufgestiegen werden, um zum Padasterjochhaus zu gelangen.
Die gesamte Tour hat ca. 53 Kilometer Wegstrecke und wird als schwer (schwarz) eingestuft. Start- und Endpunkt ist in Steinach, ein möglicher Verlauf ist Steinach – Trunahütte – Gschnitzer Tribulaunhütte – Bremer Hütte – Innsbrucker Hütte – Padasterjochhaus – Blaserhütte – Steinach. Man kann die Runde beliebig abkürzen oder in die andere Richtung gehen. Zu jeder Hütte gibt es einen Zu- bzw. Abstieg ins Tal.

St. Magdalena Klettergarten & Klettersteig

Der bereits 2009 errichtete Klettergarten für Genießer*innen bietet 18 Routen in alpinem Kalkgestein auf rund 1.675 m oberhalb des Wallfahrtskirchleins St. Magdalena. Die Schwierigkeitsgrade gehen von

III bis VII, zumeist von V bis VI. Im Sommer 2017 kam ergänzend der Klettersteig St. Magdalena hinzu. Dessen Bau durch die Bergführer Peter Veider und Thomas Senfter erfolgte im Einklang mit der Natur und gemäß neuesten Richtlinien im Klettersteigbau. Das Projekt wurde zum Teil über das Förderprogramm „Leader“ finanziert, die Restkosten trug der Tourismusverband Wipptal. Bei diesem Genussklettersteig legt man die 270 Höhenmeter bis zum Wallfahrtskirchlein in ca. 1,5 Stunden zurück. Die 500 Meter lange Route zeichnet sich aus durch die einfache Erreichbarkeit (Zustieg 30 Minuten über Wanderweg vom Parkplatz St. Magdalena in Gschnitz), die mittlere Schwierigkeit (B/C), die Einkehrmöglichkeit am Ziel (Jausenstation St. Magdalena) und die Varianten-Vielfalt (Schwierigkeitsgrade A–E) am Beginn des Klettersteigs. Sie sind Teil der im Alpenraum einzigartigen Alpine Safety Area (ASA), einem Trainings- und Schulungsgelände in dem man die verschiedenen Schwierigkeitsgrade von Bergwegen und Klettersteigen testen kann.

Am Genussklettersteig St. Magdalena in Gschnitz mit herrlichen Ausblicken ins Tal

Bergsteiger am Gletscher bei der Habichtbesteigung, um 1900

Tourismusentwicklung im Gschnitztal

Die ersten Formen eines „Fremdenverkehrs" entstanden durch das aufstrebende Bürgertum nach den Revolutionen 1848 und der aus der Industrialisierung hervorgegangenen Klasse der Bourgeoisie. Erste Postkutschen brachten Gäste, die nicht mehr nur die Alpen schnellstmöglich durchqueren, sondern die Bergwelt erkunden wollten. Durch die einfache Zugänglichkeit des Gschnitztals von Steinach aus, wo es bereits seit 1867 eine Bahnstation gab, konnte sich der Tourismus recht früh entwickeln. Durch die Anreise mit der Bahn über Innsbruck nach Steinach kamen auch Bergsteiger*innen aus den alpennahen Nationen Europas, die entweder direkt von Steinach ihre Touren starteten oder mit dem Pferdewagen weiter nach Trins oder Gschnitz fuhren.

Die Bemühungen der alpinen Vereine gegen Ende des 19. Jahrhunderts legten im Gschnitztal den Grundstein für den Alpintourismus. Durch Hilfe bei Katastrophen und anderen wohltätigen Aktionen für bedürftige Dorfbewohner*innen, z. B. für die Kinder zu Weihnachten, waren die alpinen Vereine in der Bevölkerung hoch angesehen und erhielten die nötige Unterstützung der Gemeinden bei Erschließungsprojekten und Hüttenbauten.

Sie brachten außerdem wohlhabende Gäste ins Tal, etwa Mitglieder der Alpenvereins- und Naturfreundesektionen und damit

Das „Gasthaus zum Wiener" mit Veranda im Vordergrund um 1920. Der Name stammt daher, dass dessen Besitzer Lambert Volderauer vorher eine Zeit lang in Wien gelebt hatte.

Der „Gasthof zum Kuraten" in Gschnitz diente als erstes Basislager für den aufkeimenden Alpintourismus, 1965

aus Großstädten wie Bremen und Wien.

Diese nächtigten auf den Hütten und in den Gasthöfen im Tal und bestiegen die Berge mit lokalen Bergführern. Damit entstanden neue Einnahmequellen für die arme bäuerliche Bevölkerung. Das erkannten auch die örtlichen Kuraten aus Gschnitz und Trins, die besonders am Beginn starke Unterstützer und Förderer des Alpintourismus waren. In Gschnitz wurde das erste Gasthaus mit Fremdenbetten, der „Gasthof zum Kuraten" neben der Kirche, vom Kuraten Aigner selbst bewirtschaftet. In Trins waren die ersten Gasthäuser mit einer geräumigen Veranda und Übernachtungsmöglichkeit die Gasthöfe „Zur Post" und „Zum Wiener" im Ortszentrum.

Stadtnahes Erholungsgebiet

Die Nähe zu Innsbruck spielte auch früher schon eine große Rolle. Aufgrund der leichten Erreichbarkeit waren die Stubaier Alpen mit Zugang über das Gschnitztal und das Stubaital neben dem Karwendelgebirge das bevorzugte Kletter- und Wandergebiet der Innsbrucker Alpinist*innen. Die Sektion Innsbruck des Österreichischen Touristenclubs beispielsweise machte es sich schon seit seiner Gründung 1884 zum Ziel, mit *„Wegerrichtungen und Markierungen für einen genussvollen Sonntagsspaziergang der Innsbrucker“* zu sorgen. Es existierte an der Triumphpforte in Innsbruck ein Wegschild zur Innsbrucker Hütte und es wurden Wege von Steinach nach Trins oder zum Trunajoch angelegt und markiert. Durch die Brennerbahn verkürzte sich auch hier der Zugang zu den Stubaier Alpen und

Ein Bergsteiger vor der Innsbrucker Hütte, die Tribulaune im Blick, 1962

damit verkürzten sich auch die Aufstiegswege zu den beliebten Gipfeln wie Habicht oder Tribulaun im Gschnitztal. Neben Alpinist*innen nutzen später auch immer mehr Tagesausflügler*innen das stadtnahe Erholungsgebiet für eine Fahrt ins Grüne oder zum Wandern. Durch die Hütten, Almen und die vielen Gasthöfe im Gschnitztal gab es auch zahlreiche Wanderziele und Einkehrmöglichkeiten, die leicht erreichbar waren. Heute noch ist das Tagesgeschäft z. B. auf der Blaserhütte oder dem Padasterjochhaus wichtiger, als die Nächtigungen.

Die Sommerfrische boomt

Der frühe Alpintourismus im Gschnitztal stand am Beginn des Fremdenverkehrs, aber erst in den 1920er-Jahren konnte man von einer nennenswerten Tourismusentwicklung – vor allem im Sommer – sprechen. Als erstes Hotel in Gschnitz entstand 1928 der „Gschnitzerhof“, der 2011 durch einen Großbrand im Zuge von Sanierungsarbeiten erheblichen Schaden erlitt und seitdem nur noch als Appartementhaus geführt wird. In Trins begann die Entwicklung

Der Gschnitzerhof war das erste Hotel in Gschnitz, 1966

zeitgleich, auch dort wurden 1927 die ersten zwei Hotels, der „Trinser Hof“ und etwas später der Café-Gasthof „Hohe Burg“, errichtet. 1929 ging Lambert Volderauer, der Eigentümer des Hotels Trinser Hof und des Gasthofs „Zum Wiener“ aufgrund fehlenden Kapitals und mangelnden Wissens über die Betriebsführung in Konkurs. Das Hotel und in Folge auch der Gasthof wurden zwangsversteigert. Jene Trinser Bauern, die für den Wirt beim Hotelbau gebürgt hatten, gerieten ebenfalls in große finanzielle Schwierigkeiten.

Prospekt vom Trinserhof, dem ersten Hotel im Gschnitztal, 1930, Covergestaltung Oswald Hengst

In Trins gab es bereits sehr früh einen „Verkehrsverein“, der sich um die Tourismusentwicklung kümmerte. Im Tiroler Anzeiger kann man lesen, dass im Juni 1932 aus dem alten Verkehrsverein ein neuer laut dem damalig neuen Fremdenverkehrsgesetz gegründet und ein Obmann mit Ausschuss gewählt wurde. In Gschnitz hingegen gab es erst ab 1953 einen eigenen Fremdenverkehrsverein. 1993 fusionierte er mit jenem von Steinach und drei Jahre später schlossen sich alle elf Orte im Wipptal zum heutigen Tourismusverband Wipptal zusammen.

Einheimische Kinder beim Koffertransport für Gäste in Gschnitz, um 1960

Der richtige Aufschwung im Tourismus begann mit der Sommerfrische ab 1955, als die Gäste aus der BRD nach dem Zweiten Weltkrieg wieder etwas Geld hatten. Um 1958 begann eine rege Bautätigkeit im Gschnitztal – neue Unterkünfte entstanden und Bauernhöfe wurden mit Gästezimmern ausgebaut. Um 1965 gab es kaum einem Bauernhof im Tal, der nicht auch Gästezimmer hatte. Es war üblich, dass beim Hausbau neben den eigenen Räumlichkeiten gleich die Fremdenzimmer eingeplant wurden und die Einnahmen aus der Vermietung oft die Kreditraten finanzierten. 1972 gab es in Gschnitz bereits neun Hotels, fünf Fremdenheime, drei Schutzhütten und 42 Privatquartiere mit insgesamt 904 Betten.

Wintertourismus

Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich auch im Gschnitztal langsam der Wintertourismus. Vorwiegend Gäste aus Deutschland kamen ab Mitte der 1950er-Jahre im Winter zum Skifahren.

Der erste Schlepplift in Gschnitz nahm im Winter 1957/58 beim Hotel Gschnitzer Hof den Betrieb auf, 1959 folgte bereits der „Geigerwaldlift“ bei der Kirche. Zwei weitere kleine Lifte beim Alfaierhof und beim Kirchdach kamen hinzu. Heute gibt es in Gschnitz gar keinen Schlepplift mehr. Der erste Trinser „Lift“ wurde Anfang der 1960er-Jahre auf der Sonnenseite aufgestellt. Er bestand aus einem Seil mit zwei Bügeln, das mit einem Motor verbunden war. Aufgrund von Schneemangel wurde im Winter 1968/69 am gegenüberliegenden Hang (in der Toare) der erste richtige Umlauflift mit Lifthütte errichtet. Liftwart war Anton Pittracher, der Bruder von Johann Pittracher.

In Trins befand sich noch ein zweiter Schlepplift, etwas weiter talauswärts.

Zu Beginn der 1970er-Jahre gab es also für die Wintersportler*innen bereits vier Schlepplifte in Gschnitz und zwei in Trins sowie eine Langlaufloipe von Steinach nach Gschnitz, was zu dieser Zeit ein ungewöhnlich großes Angebot war. Heute bestehen nur noch die Loipe und der Trinser Dorflift.

Der Schlepplift bei der Kirche in Gschnitz, der bis in die 1970er-Jahre bestand, 1962.

Auch Skitouren waren bei Wintergästen sehr beliebt – hier eine Skitourengeherin bei der Laponesalm in Gschnitz, 1960–1970.

Langlaufloipe mit Tradition

Bereits 1968 wurde im Gschnitztal eine Wanderloipe (wie die heutige Skatingloipe) angelegt. Der damalige Geschäftsführer des Fremdenverkehrsvereins Gschnitz, Adi Messner, heute über 80 Jahre alt, erzählt von den Anfängen der Gschnitztal-Loipe, die damals die erste Loipe im Bezirk Innsbruck-Land war: *„1968 wurde einer von den insgesamt vier Schleppliften, die es in Gschnitz gab, gebaut. In diesem Winter entstand die Idee, nicht nur auf Alpin-Skifahren zu setzen, sondern auch auf den neuen Trendsport Langlaufen. Einige meiner Kollegen und ich haben also die erste Wanderloipe im Gschnitztal gespurt.“*

Die Loipe hatte eine Länge von einem Kilometer und man konnte hier seine Runden drehen. Von manchen Einheimischen anfäng-

lich belächelt, gab es neben Adi und seiner Frau bald schon einige Langläufer*innen und auch Gäste, die die neue Loipe in Gschnitz nutzten. 1969 zog dann das erste Mal ein Skidoo eine Spur von Gschnitz bis nach Steinach – die Gschnitztal-Loipe war geboren. Fürs Spuren brauchte es zwei Personen, einen Fahrer und einen Beifahrer, der hinten saß und die Spur machte. Einen schriftlichen Vertrag mit den Grundbesitzer*innen gab es damals noch nicht, die Durchfahrtsgenehmigung wurde noch per Handschlag erteilt. Es dauerte nicht lang, bis das Langlauffieber um sich griff. In den 1970er-Jahren gab es bereits die ersten Langlaufrennen.
Nachdem die Kosten für die Loipenpräparierung laufend stiegen, wurde 1984 eine Loipengemeinschaft gegründet, in der Vertreter*innen der Tourismusverbände sowie der Gemeinden Steinach, Trins und Gschnitz einen Schlüssel für die Aufteilung der Kosten vereinbarten, der bis heute Gültigkeit hat. Auch Verträge mit den Grundbesitzer*innen wurden abgeschlossen und ein neues, modernes Loipenspurgerät angeschafft. Seit 1984 hat die Gschnitztal-Loipe ohne Unterbrechung das Loipengütesiegel des Landes Tirol erhalten.

Langlaufpionier Adi Messner und seine Frau Hilde, 1978

Das Gschnitztal gesehen vom Adlerblick oberhalb von Trins

Was bleibt: Tourismus im Kleinen

Der Aufschwung des Tourismus im Gschnitztal hielt sich bis in die 1980er-Jahre, danach ist ein deutlicher Rückgang in den Nächtigungs- und Bettenzahlen zu erkennen. Ein Grund dafür war und ist, dass die junge Generation nicht mehr in Gästebetten investierte und die Möglichkeit einer Arbeit mit fixem Einkommen außerhalb des Tales – vor allem in der nahen Landeshauptstadt Innsbruck – bevorzugte. Viele Privatquartiere setzten sehr lange auf Zimmer mit Etagendusche, es wurde nicht wie in anderen Tourismusorten im großen Stil in Zimmer mit Dusche/WC investiert. Den Tourismusverantwortlichen wurde oft vorgeworfen, die weitere Entwicklung verschlafen und zu wenig investiert zu haben. Im Gegensatz zum Gschnitztal hat sich das parallel verlaufende Stubaital touristisch sehr stark entwickelt. Das ist vor allem auf den Bau der Stubaier Gletscherbahn in den 1970er-Jahren und den Ausbau der anderen Skigebiete im Tal zurückzuführen, die die Wintersaison stark ankurbelten. Im Gschnitztal gab es allerdings keinen skitauglichen Gletscher und es kam nie zum Ausbau eines Skigebiets. Der Dorflift in Trins ist der einzige Schlepplift im Tal, der noch übrig ist. Lifte oder Pisten vom Padaster- bzw. vom Nösslachjoch nach Trins kamen nie über das Projektstadium hinaus. In den 70er- und 80er-Jahren genügte das einfache Infrastrukturangebot den Gästen noch, heute kann damit nur noch bei einer speziellen

Der Skilift in Trins ist heute ein beliebter Familientreffpunkt.

Das Mühlendorf in Gschnitz ist ein lohnendes Ausflugsziel für Familien.

Zielgruppe, wie jener der Bergsteigerdörfer, gepunktet werden. 2021 gab es 326 Betten in Gschnitz und 646 in Trins, mit dem größten Zuwachs im Bereich Ferienwohnungen. Bis zur Corona-Krise (ab März 2020) war die Zahl der Nächtigungen einige Jahre stabil bzw. leicht steigend.

Unter den erfolgreich umgesetzten touristischen Projekten der letzten Jahre, ist vor allem das „Lebende Mühlendorf" in Gschnitz hervorzuheben. Das Mühlendorf am Fuße des Sandeswasserfalls ist ein Freilichtmuseum mit alten Mühlen und Hütten, das die Arbeits- und Lebensweise der bäuerlichen Bevölkerung vor 100 Jahren zeigt. Es wurden unter anderem Mühlen, Kornkästen, eine Werkstatt, eine Schmiede, ein Backofen und Zäune nach historischen Vorlagen und mit althergebrachten Handwerks-

techniken, unter Verwendung von Altholz und Originalteilen aus der Umgebung Wipptal und Stubaital, nachgebaut. Auch eine kleine Kapelle mit Malereien des bekannten Kirchenmalers Hermenegild Peiker und ein Rundweg beim Wasserfall, sind Teil des Mühlendorfs. Ein Leader-Projekt förderte den Bau des Dorfes. Zur Umsetzung des Projekts gründete der damalige Bürgermeister Christian Felder 2005 den gemeinnützigen Verein Mühlendorf mit vier Mitgliedern. Nach zwei Jahren Bauzeit eröffnete das Freilichtmuseum 2007. Seitdem ist es im Sommer ein wichtiges Ausflugsziel für Gäste und Einheimische und zählt durchschnittlich 7.500 Besucher*innen pro Jahr. Der Verein hat aktuell 25 Mitglieder, die sich ehrenamtlich betätigen und bei Bedarf mithelfen.

Neben dem Mühlendorf gibt es seit 2021 durch ein Interreg-Projekt eine weitere Attraktion für Familien: den Wasserweg entlang des Gschnitzbaches von Steinach bis nach Gschnitz. Am Rad- und Wanderweg gibt es verschiedene Stationen, wo alles rund um das Thema Wasser kindgerecht aufbereitet ist. Dabei war es dem Tourismusverband Wipptal ein Anliegen, die Stationen mittels Infotafeln, hinten auf den Rastbänken, unauffällig in die Landschaft zu integrieren und bestehende Infrastruktur, wie z. B. Hand- und Fuß-Kneippbecken oder den Energiespielplatz in Trins, in den Themenweg einzubauen.

Perspektiven im Einklang mit der Alpenkonvention

Seit 2019 ist das Gschnitztal ein stolzes Mitglied im Kreis der „Bergsteigerdörfer“ der alpinen Vereine im Alpenraum. Diese Initiative ist ein Umsetzungsprojekt der Alpenkonvention, insbesondere des Protokolls Tourismus, dessen Ziel ein natur- und umweltverträglicher Tourismus ist.

Bereits vor 2010 schlug die Schutzgebietsbetreuung Stubaier Alpen eine Prädikatisierung der Schutz-

gebiete in den Stubaier Alpen zum Naturpark vor. 2021 wurde diese Idee wieder aufgegriffen und durch das Regionalmanagement und den Tourismusverband vorangetrieben. Eine Potenzialstudie des Landes Tirols ergab, dass das Wipptal als Teil eines Naturparks sehr gut geeignet wäre. Ob diese Idee als ein weiteres Umsetzungsprojekt der Alpenkonvention in der Region tatsächlich verwirklicht wird, ist von den einzelnen Gemeinden und der lokalen Bevölkerung abhängig. Jedenfalls stellt es eine nachhaltige Entwicklungsperspektive für das gesamte Wipptal dar und ist somit neben der Initiative „Bergsteigerdörfer" die große Hoffnung der zukünftigen Tourismusentwicklung im Gschnitztal.

Blick auf Gschnitz und das Gschnitztal talauswärts

Danksagung

Sehr gerne habe ich 2020 die Aufgabe übernommen, für das Bergsteigerdorf Gschnitztal die Alpingeschichte aufzuarbeiten. Dabei wurde ich vor allem von meinem damaligen Arbeitskollegen Matthias Danninger in der Anfangsphase sehr unterstützt. Ich möchte mich daher bei ihm ganz besonders bedanken. Durch die Recherchen zur Alpingeschichte Gschnitztal habe ich viele interessante Persönlichkeiten im Tal kennen gelernt. Da es keine Gemeindearchive gibt, wo Bilder oder Informationen zu finden waren, musste ich mich nach anderen Quellen und privaten Bildersammlungen umsehen. Die Trinser*innen und Gschnitzer*innen waren dabei sehr offen und bemüht, mir bei meinem Vorhaben bestmöglich zu helfen. Auch in der Arbeitsgruppe des Bergsteigerdorfes bekam ich Tipps, an wen ich mich wenden kann.

Ich möchte mich bei folgenden Personen herzlich bedanken: Familie Pittracher für die Zurverfügungstellung ihrer Familienchronik mit Fotos, Ludwig Gogl und Martina Pranger aus Gschnitz für historische Infos und Bilder aus ihren Büchern, Gottfried Rumer, Adi Messner, Franz Salchner, Roswitha Felder, Familie Nocker, Familie Schlögl, Kathrin Herzer, Helga Beermeister, bei der gesamten Arbeitsgruppe und den Bürgermeistern.

Ein weiterer Dank gebührt den Mitarbeiter*innen des Österreichischen Alpenvereins, der Naturfreunde Wien, der Naturfreunde Innsbruck, der Sektion Bremen des DAV, dem Hüttenwart der Innsbrucker Hütte, Walter Berger, sowie Marco Knoflach von der Bergrettung Steinach-Gschnitztal. Sie haben mich mit historischem Fotomaterial versorgt und Bücher für die Recherche zur Verfügung gestellt.

Extrem hilfreich war auch die Unterstützung und fachliche Beratung von Hannes Schlosser in der Endphase.

Judith Hammer

Literatur und Quellen

Amt der Tiroler Landesregierung (Hrsg.): Landesgesetzblätter für Tirol, Nr. 24, 50, 91/84; Innsbruck 1984

Amt der Tiroler Landesregierung (Hrsg.): Regionalentwicklungsprogramm für die Kleinregion 16 Wipptal; Innsbruck 1988; 194 S.

Amt der Tiroler Landesregierung (Hrsg): Wallfahrtskapelle hl. Magdalena auf dem Bergl; in: Kulturberichte aus Tirol 2009. 61. Denkmalbericht; Innsbruck 2009; 160 S.

Brix, Gisela: Der Berggeist vom Tribulaun; in: Tiroler Bauernkalender 2004; S. 220

Brix, Gisela: Der Blaser und seine Blumen; in: Tiroler Bauernkalender 2005; S. 225

Brix, Gisela: Die Kirche im Felsen; in: Tiroler Bauernkalender 2005; S. 269

Brix, Gisela: König Habicht; in: Tiroler Bauernkalender 2006; S.177

DAV Sektion Bremen (Hrsg.): 100 Jahre Sektion Bremen im Alpenverein (1886–1986). Jubiläumsausgabe; Bremen 1986; 83 S.

Depaoli, Julius: Hüttenplätze; in: Der Naturfreund. Mitteilungen des Touristen-Vereins „Die Naturfreunde" in Wien, Nr. 5; Wien 1905; S. 49–54

Deutscher Alpenverein, Oesterreichischer Alpenverein, Alpenverein Südtirol (Hrsg.): Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen 1918–1945; Böhlau-Verlag Köln/Weimar/Wien; Innsbruck/München/Bozen 2011; 635 S.

Eller, Hermann: 50 Jahre Bergrettung Steinach; Bergrettung Sektion Steinach am Brenner; Steinach am Brenner 2000; 48 S.

Egger, Alois: Die Höfe des Landgerichtes Matrei-Steinach mit Einschluß von Hintertux und Ellbögen. I. Band: Die Höfe des Wipptales vom Schönberg bis zur Brixner Klause; Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 16, Innsbruck 1936; 241 S.

Gogl, Ludwig: Trinser Höfe und ihre Bewohner; Neumarkt (Südtirol) 2015; 367 S.

Graf, Gernot: Die Landwirtschaft im Gschnitztal; Universität Innsbruck 1974; 69 S.

Große-Oetringhaus, Hans-Martin: Von Liebe, Bergen und Dramen – Aus den Anfängen der Bremer Sektion des Deutschen Alpenvereins; Iatros Verlag, Sonnefeld 2019; 86 S.

Gsaller, Carl: Der Habicht; in: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Band 15; Innsbruck 1884; S. 513–519

Hammer, Heinrich: Die Kunst des Wipptales; in: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 18, Innsbruck 1938; 41 S.

Heuberger, Richard: Das ur- und römerzeitliche Matrei; in: Festschrift zur 1700-Jahrfeier Altstadt Matrei. Beiträge zur Heimatkunde von Matrei am Brenner; Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1950; 95 S.

Hörtnagl, Paul: Die geologische Geschichte von Trins; in: TRANS. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Nr.12; Innsbruck 2002; www.inst.at/trans/12Nr/hoertnagl12.htm abgerufen am 20.02.2022

Hofmann, Georg: Erste Besteigung des Grossen Tribulaun; in: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Band VI; München 1875; S. 135–143

Holzmann, Hermann: Romantik der Brennerstraße. Vom Berg Isel zur Salurner Klause; Ferrari-Auer, Bozen 1956; 229 S.

Holzmann, Hermann: St. Magdalena in Gschnitz; Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1954; 40 S.

Holzmann, Hermann: Wipptaler Heimatsagen; Österreichischer Bundesverlag, Wien 1948; 262 S.

Auf der Gargglerin, 1960–1970

Kerner von Marilaun, Anton: Die Geschichte der Aurikel; in: Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Ausgabe VI; München 1875; S. 39–65

Lässer, Adolf: 100 Jahre Fremdenverkehr in Tirol – Die Geschichte einer Organisation. Tiroler Wirtschaftsstudien 40; Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1989; 441 S.

Mägdefrau, Karl: Kerner von Marilaun, Anton Ritter; in: Neue Deutsche Biographie Band 11; Duncker & Humblot, Berlin 1977; S. 529–531

Naturfreunde Wien (Hrsg.): Die neue Tribulaunhütte der Ortsgruppe Innsbruck; in: Der Naturfreund. Mitteilungen des Touristen-Vereins „Die Naturfreunde", Heft 1/2; Wien 1923; S. 54–55

Naturfreunde Wien (Hrsg.): 100 Jahre Padasterjochhaus. Die Chronik des ältesten Naturfreundehauses am Serleskamm in Tirol in den Stubaier Alpen; Wien 2007; 16 S.

Orgler, Andreas: Klettern in den Stubaier Alpen und im Valsertalkessel; Panico-Alpinverlag, Köngen 1992; 237 S.

Pinzer, Beatrix/Pinzer, Egon (Hrsg): Burgen, Schlösser, Ruinen in Nord- und Osttirol; Edition Löwenzahn, Innsbruck 1996; 224 S.

Pinzer, Beatrix/Pinzer, Egon: Wipptal – Stubaital und Seitentäler; Wort-und-Welt-Verlag, Innsbruck 1991; 210 S.

Pinzer, Beatrix/Pinzer, Egon: Das Wipptal und seine Seitentäler. Eine Reise von Innsbruck bis zum Brenner in Wort und Bild; Edition Löwenzahn, Innsbruck 2002; 214 S.

Pranger, Martina: Eine sagenhaft historische Wanderung durch das Gschnitztal; Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2007; 144 S.

Purtscheller, Ludwig: Die Erschließung der Ostalpen. II. Band; Verlag des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Berlin 1894; S. 403

Schatz, Winfried: Der Touristenklub Innsbruck und sein Hüttenschatz; Touristenklub Innsbruck, Innsbruck 2016; 224 S.

Schmidt, Erich: Beiträge zur Morphologie des Wipptales in Tirol; Verlag Noske, Jena 1917; 49 S.

Sild, Cenzi: Mein Bergleben in Heimat und Fremde; in: Österreichische Alpenzeitung – Zeitschrift des Österreichischen Alpenklubs, Nummer 1068; Wien 1927; S. 235–250

Thurwieser, Peter Karl: Die Ersteigung und Messung des Fernerkogel und der Habichtspitze im Jahre 1836; in: Neue Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Band 6; Innsbruck 1840; S. 50–102

Trapp, Oswald von: Tiroler Burgenbuch. Band III Wipptal; Athesia, Bozen/Innsbruck 1971; 262 S.

Wanka Edlen von Rodlow, Oskar: Die Brennerstraße im Alterthum und Mittelalter; Kessinger Publishing, Prag 1900; 178 S.

Wopfner, Hermann: Gschnitz. Eine siedlungsgeschichtliche Wanderung; in: Bericht des Akademischen Alpinen Vereines Innsbruck über das Vereinsjahr 1922/23; Innsbruck 1923; S. 7–18

Adressen

Tourismusverband Wipptal
Rathausplatz 1, 6150 Steinach
Tel.: +43 5272 6270
Fax: +43 5272 2110
tourismus@wipptal.at
www.wipptal.at

Gemeinde Trins
6152 Trins 36
Tel.: +43 5275 5210
gemeinde@trins.tirol.gv.at
www.trins.tirol.gv.at

Gemeinde Gschnitz
6150 Gschnitz 101
Tel.: +43 5276 209 / Fax: +43 5276 280
gemeinde@gschnitz.tirol.gv.at
www.gschnitz.tirol.gv.at

ÖAV-Sektion Steinach/Brenner
Obmann: Johann Pittracher
Trinserstraße 26, 6150 Steinach am Brenner
Tel.: +43 664 7303 0083
hans.pittracher@aon.at
www.alpenverein.at/steinach-brenner

Bergrettung Ortsstelle Steinach am Brenner/Gschnitztal
6150 Steinach am Brenner
Tel.: +43 664 543 7955 od. +43 5272 6127
marcogk1@hotmail.com
www.bergrettung-tirol.at

Naturfreunde Tirol
Bürgerstraße 6, 6020 Innsbruck
Tel.: +43 512 584 144
tirol@naturfreunde.at
www.tirol.naturfreunde.at

Naturfreunde Österreich
Viktoriagasse 6, 1150 Wien
Tel.: +43 1 892 35 34-0
info@naturfreunde.at
www.naturfreunde.at

Skitour zum Padasterjochhaus

DAV-Sektion Bremen
Altenwall 24, D-28195 Bremen
Tel.: +49 421 724 84
geschaeftsstelle@alpenverein-bremen.de
www.alpenverein-bremen.de

ÖAV-Sektion TK Innsbruck
Olympiastraße 39, 6020 Innsbruck
Tel.: +43 512 58 51 57
tk.innsbruck@sektion.alpenverein.at
www.alpenverein.at/tk-innsbruck

Bremer Hütte (2.413 m)
Tel. Pächter: +43 664 304 7360
od. +43 720 270 660
od. +49 421 4089 5460
buchungen@bremerhuette.at
www.bremerhuette.at

Innsbrucker Hütte (2.369 m)
Tel. Hütte: +43 5276 295
od. im Tal: +43 5226 2450
office@innsbrucker-huette.at
www.innsbrucker-huette.at

Padasterjochhaus (2.232 m)
Tel. Hütte: +43 699 111 75352
od. mobil: +43 650 717 2771

info@padasterjochhaus.at
www.padasterjochhaus.at

Gschnitzer Tribulaunhütte (2.064 m)
Tel. Hütte: +43 664 405 0951
info@tribulaunhuette.at
www.tribulaunhuette.at

Blaserhütte (2.176 m)
Georg Nocker
Tel.: +49 173 5308 556
od. +43 664 571 8200
n.georg67@gmail.com
www.blaserhuette.at

Trunahütte (1.750 m)
Ingrid Schlögl
Tel. +43 676 4134880
schloegl@graf-ferdinand.at
www.trunahuette.at

Magdeburger Hütte (2.423 m)
Pflerschtal, I-39041 Gossensaß BZ
Tel. +39 335 272 822
www.magdeburger.13h.de

Pflerscher Tribulaunhütte (2.368 m)
Pflerschtal, I-39041 Gossensaß BZ
Tel. +39 0472 632470
info@tribulaunhuette.com
www.tribulaunhuette.com

Mühlendorf Gschnitz
6150 Gschnitz
Tel.: +43 664 2364917
info@muehlendorf-gschnitz.at
www.muehlendorf-gschnitz.at

Schutzgebietsbetreuung Stubaier Alpen
Kathrin Herzer
Tel.: +43 676 88 508 82245
kalkkoegel@tiroler-schutzgebiete.at
www.tiroler-schutzgebiete.at

Serie Alpingeschichte kurz und bündig

Amort, Alois/Karl Komposch/Toni Graßl/Rudi Fent/Fritz Rasp/Uli Stöckl: Alpingeschichte kurz und bündig – Ramsau bei Berchtesgaden; Hrsg. Deutscher Alpenverein; 90 Seiten; München 2019

Beermeister, Helga: Alpingeschichte kurz und bündig – St. Jodok, Schmirn- und Valsertal; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2016

Clara, Giuliana: Alpingeschichte kurz und bündig – Lungiarü; Hrsg. Alpenverein Südtirol, Sektion

Ladinia; 138 Seiten; Bozen, La Val/Wengen 2021
Glantschnig, Erich: Alpingeschichte kurz und bündig – Mallnitz; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2011
Hammer, Judith: Alpingeschichte kurz und bündig – Gschnitztal; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2022
Hasitschka, Josef: Alpingeschichte kurz und bündig – Johnsbach im Gesäuse; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 122 Seiten; 2. Auflage, Innsbruck 2016
Heidinger, Hartmut: Alpingeschichte kurz und bündig – Die Steirische Krakau; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2013
Jäger, Georg: Alpingeschichte kurz und bündig – Region Sellraintal; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 122 Seiten; Innsbruck 2014
Jury, Hans und Rüscher, Klaus: Alpingeschichte kurz und bündig – Malta; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 122 Seiten; Innsbruck 2014
Kendler, Sepp: Alpingeschichte kurz und bündig – Hüttschlag im Großarltal; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2014
Klenovec, Christine und Haitzmann, Christine: Alpingeschichte kurz und bündig – Weißbach bei Lofer; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2014
Maca, Willi: Alpingeschichte kurz und bündig – Reichenau an der Rax; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 126 Seiten; Innsbruck 2013
Mair, Walter: Alpingeschichte kurz und bündig – Das Lesachtal; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 122 Seiten; Innsbruck 2011
Peters, Robert und Lederer, Sepp: Alpingeschichte kurz und bündig – Mauthen im Gailtal; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 110 Seiten; Innsbruck 2013
Sauer, Benedikt: Alpingeschichte kurz und bündig – Das Villgratental; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2011
Schlosser, Hannes: Alpingeschichte kurz und bündig – Vent im Ötztal; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 2., aktualisierte Auflage, 122 Seiten; Innsbruck 2020
Schmid-Mummert, Ingeborg: Alpingeschichte kurz und bündig – Das Große Walsertal; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 102 Seiten; 3., aktualisierte Auflage, Innsbruck 2018
Steger, Gudrun: Alpingeschichte kurz und bündig – Ginzling im Zillertal; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 114 Seiten; 2., aktualisierte Auflage, Innsbruck 2018

Tippelt, Werner: Alpingeschichte kurz und bündig – Lunz am See; Hrsg. Oesterreichischer Alpenverein; 118 Seiten; Innsbruck 2013

Tuschar, Hans. M.: Alpingeschichte kurz und bündig – Zell/Sele; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 122 Seiten; Innsbruck 2016

Trautwein, Ferdinand: Alpingeschichte kurz und bündig – Grünau im Almtal; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 114 Seiten; 2., aktualisierte Auflage, Innsbruck 2021

Wallentin, Gudrun und Herta: Alpingeschichte kurz und bündig – Steinbach am Attersee; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 106 Seiten; 2., aktualisierte Auflage, Innsbruck 2020

Wiedemayr, Ludwig: Alpingeschichte kurz und bündig – Das Tiroler Gailtal – Kartitsch, Obertilliach, Untertilliach; Hrsg. Österreichischer Alpenverein; 114 Seiten; 3., aktualisierte Auflage, Innsbruck 2021

Tagungsbände Bergsteigerdörfer

Hrsg.: Österreichischer Alpenverein

Startkonferenz Bergsteigerdörfer im Bergsteigerdorf Ginzling, 10.–11. Juli 2008, Tagungsband; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr.1; 34 Seiten; Innsbruck 2008

Bergsteigerdörfer – Ein Modell für die Umsetzung der Alpenkonvention; Tagung Mallnitz/Kärnten, 26.–27. November 2008; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 2; 54 Seiten; Innsbruck 2009

Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2009 – Öffentlicher Verkehr in peripheren Räumen; Grünau im Almtal; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 3; 70 Seiten; Innsbruck 2010

Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2010 – Berglandwirtschaft und zukunftsfähiger Bergtourismus – eine untrennbare Einheit; Sonntag im Gr. Walsertal; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 4; 78 Seiten; Innsbruck 2011

Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2011– Nachhaltiger Bergtourismus – Kernkompetenz der Bergsteigerdörfer; Johnsbach im Gesäuse; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 5; 50 Seiten; Innsbruck 2012

Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2012 – Raumplanung und nachhaltige Entwicklung; Lesachtal;

Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 6; 46 Seiten; Innsbruck 2013
Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2013 – Protokoll „Energie“ der Alpenkonvention; Lunz am See; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 7; 46 Seiten; Innsbruck 2014
Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2014 – Bergsport und Gesundheit; Hüttschlag im Großarltal; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 8; 74 Seiten; Innsbruck 2015
Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2015 – Gedenkjahr Gebirgskrieg 1915/2015; Mauthen im Gailtal; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 9; 58 Seiten; Innsbruck 2016
Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2016 – Klimawandel – Risiken und Chancen für die Bergsteigerdörfer; Vent im Ötztal; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 10; 82 Seiten; Innsbruck 2016
Jahrestagung Bergsteigerdörfer 2017 – Gemeinschaft - Lebensqualität - Kreativität: Die Kultur der Bergsteigerdörfer; Steinbach am Attersee; Serie Ideen – Taten – Fakten Nr. 11; Innsbruck 2018

Die Lahnenwiesen zwischen Trins und Gschnitz

Die Initiative Bergsteigerdörfer

Die „Bergsteigerdörfer" sind eine Initiative des Österreichischen Alpenvereins. Als Bergsteigerdörfer wurden kleine Gemeinden und Talschaften nach einem strengen Kriterienkatalog ausgewählt, sie stehen für ein reichhaltiges Alpinangebot in unverbrauchter Naturlandschaft. „Bewegung aus eigener Kraft" lautet das Motto der Bergsteigerdörfer. Damit sind Aktivitäten wie Wandern, Bergsteigen, Klettern, Schneeschuhwandern, Skitourengehen und Langlaufen gemeint. Die Initiative steht unter der Schirmherrschaft der Alpenkonvention, und es ist Aufgabe der Bergsteigerdörfer, nicht nur selbst nachhaltig zu wirtschaften, sondern auch eine starke Vorbildfunktion für andere Gemeinden auszuüben.
Folgende Gemeinden bzw. Talschaften zählen zu den Bergsteigerdörfern (Stand 2022): Das Große Walsertal, Ginzling im Zillertal, Göriach, Grünau im Almtal, Gschnitztal, Hüttschlag im Großarltal, Johnsbach im Gesäuse, Lesachtal, Lunz am See, Mallnitz, Malta, Mauthen, Region Sellraintal, Steinbach am Attersee, Steinberg am Rofan, Steirische Krakau, St. Jodok, Schmirn- und Valsertal, Tiroler Gailtal, Vent im Ötztal, Villgratental, Weißbach bei Lofer und Zell-Sele.
Das große Interesse aus den benachbarten Ländern führte ab 2015 zur Kooperation mit befreundeten Alpinen Vereinen, welche nun die Philosophie der Bergsteigerdörfer in Bayern (Deutscher Alpenverein), Südtirol (Alpenverein Südtirol), Slowenien (Planinska zveza Slovenije), Italien (Club Alpino Italiano) und in der Schweiz (Schweizer Alpen Club) umsetzen. So dürfen sich mit Stand 2022 auch Ramsau bei Berchtesgaden (D), Sachrang und Schleching (D), Kreuth (D), Jezersko (SLO), Luče (SLO), sowie Lungiarü (Südtirol), Matsch (Südtirol), Val di Zoldo (I) , Triora (I), Balme (I), Paularo (I), St. Antönien (CH) und Lavin, Guarda & Ardez (CH) Bergsteigerdörfer nennen.

Kontakt:
Österreichischer Alpenverein
Abteilung Raumplanung und Naturschutz/
Initiative Bergsteigerdörfer
Tel.: +43 512 59547-31
info@bergsteigerdoerfer.org
www.bergsteigerdoerfer.org

Bildnachweis

AKON/Österreichische Nationalbibliothek: S. 11, 15, 17, 60 (oben), 77, 92, Foto Titel
Alpenverein-Museum: S. 24, 30, 33, 37, 44, 48, 55, 57, 59
Archiv Bergrettung Steinach-Gschnitztal: S. 85, 87
Archiv DAV Sektion Bremen: S. 60 (unten)
Archiv Deutscher Alpenverein: S. 70
Archiv Familie COVI: S. 22, 23, 97
Archiv Ludwig GOGL: S. 18, 20, 93
Archiv Adolf MESSNER: S. 68 (links unten), 71 (oben), 100, 101, 109
Archiv Mühlendorf Gschnitz: S. 104
Archiv Naturfreunde Wien: S. 78 (links), 79
Archiv Familie NOCKER: S. 53, 80, 81 (oben)
Archiv ÖAV-Sektion TK Innsbruck: S. 62, 65, 66, 73, 74
Archiv Familie PITTRACHER: S. 54
Archiv Familie PRANGER: S. 98
Archiv Gottfried RUMER: S. 9, 13, 16, 35
Archiv Anton SCHNEIDER: S. 10
Archiv Tourismusverband Wipptal: S. 12, 26
Wolfgang BACHER: S. 41
Helena BEERMEISTER: S. 88, 90, 119, Foto Rückseite
Judith HAMMER: S. 38, 68 (rechts oben), 71 (unten), 75, 78 (rechts), 89, 102, 112
Kathrin HERZER: S. 36, 43
Marco KNOFLACH: S. 46, 47, 49, 52 (unten)
Hannes PIRCHNER: S. 34 (oben), 84, 86
Michael STAUD: S. 34 (unten)
Joakim STRICKNER: S. 27, 83, 91, 103, 106, 116
Vorarlberger Landesbibliothek, Sammlung Risch-Lau: S. 50, 52 (oben), 64, 68 (links oben), 81 (unten), 94, 95, 96, 99
Wikipedia: S. 25, 40
Die beiden Zeichnungen von Carl Felder (S. 29, 31) sind dem Buch von Martina Pranger, „Eine sagenhafte historische Wanderung durch das Gschnitztal“, entnommen.

Judith Hammer (geb. Gstrein) wurde am 4. April 1992 als jüngeres von zwei Kindern geboren und ist im Bergsteigerdorf St. Jodok aufgewachsen. Seit 2016 wohnt sie im nahen Obernbergtal und ist dort verheiratet. Nachdem sie 2015 das Tourismusstudium am Management Center Innsbruck abgeschlossen hatte, begann Judith im Tourismusverband Wipptal in Steinach zu arbeiten und ist unter anderem seit 2019 für das Bergsteigerdorf Gschnitztal zuständig. Die Absolvierung der Gschnitztaler Hüttentour stärkte ihren Bezug zum Tal. Ihr Herz schlägt für die unberührte Natur der Wipptaler Berge, wo sie im Sommer und Winter gern unterwegs ist.

Impressum

Herausgeber: Österreichischer Alpenverein, Olympiastraße 37, 6020 Innsbruck
Redaktion: Hannes Schlosser / Lektorat: Michael Guggenberger
Grafik: SuessDesign.de / Layout: Marion Hetzenauer
Druck: Sterndruck, Fügen im Zillertal

Umschlagbilder
Titelbild: Wanderer in Gschnitz, um 1900
Foto Rückseite: Winterwandern oberhalb von Trins

BERGSTEIGER
DÖRFER

www.bergsteigerdoerfer.org